



11. 8. 11.
P. o. gorm. 95 sah - 1

Bengel - Sternau

Welp -

<36635451290018

<36635451290018

Bayer. Staatsbibliothek

N o v e l l e n

f ü r s H e r z,

v o m

Verfasser des goldnen Kalbes.

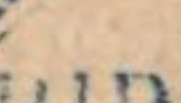
E r s t e r B a n d.

Zweyte wohlfeilere Auflage.

Hamburg und Altona,

bey Gottfried Vollmer.

[1806]



BIBLIOTHECA
REGIA
MONASTERIENSIS

— Bayerische
Staatsbibliothek
München

N o v e l l e n

für

d a s H e r z.

Erste Sammlung.

И о н о в

и

и о н о в

и о н о в

A n S i l l i .

Was für das Herz geschrieben ist,

sei dem Herzen geweiht, das eben

so innig als edel empfindet : —

und wo könnten die Gemälde reiner

Liebe schöner und besser ruhen,

als am Herzen ihrer Schwester, der

reinen Freundschaft?

I.

Der Schutzgeist.

Guido kehrte jezt nach neunjähriger Abwesenheit zu seinem väterlichen Sizze zurück. Wie neun Jahre so verschieden wirken! Das schöne Renberg war noch immer die liebliche Wohnstätte der holdesten Natur: unendlich verschönert lachte es seinem wiederkehrenden Herrn entgegen. Aber ach! der arme Guido war nicht mehr der Guido, der vor neun Jahren aus Renberg abreifste!

Damals klopfte dem sechzehnjährigen Jüngling ein feuriges, aber schuldloses Herz im unverletzten Busen: seine volle Seele drängte sich zahllosen unbekannten Freuden mit waltender Ahndung entgegen, und auf jedem Halm, in jedem halblauten Ton der reichen Schöpfung wiegte sich für ihn das Entzücken der Hoffnung, des himmlischen Genusses. Sein Geist schmiegte sich mit Bruderliebe an das edle, warme Herz: die Wonne des Gefühls strahlte in seinem hellen Blick, und die ätherische Flamme der reinsten Seele ergoß sich über das ganze einige Wesen des glücklichen Jünglings.

Aufgewachsen am Busen der Natur und zärtlicher Eltern, hatte Guido sich mit jedem innigen Band an die reiche Glückseligkeit gefesselt, welche Herz und Natur allein zu geben vermögen. Von allen glänzenden Lok-

kungen der Eitelkeit und des Lasters entfernt, hatte sich sein freier Geist im ungeschwächten Besiz noch nie entweihter Sinne, und seines ursprünglichen Adels erhalten: unverdorben, wie er war, vermifste er nicht die künstliche Schöpfungen unserer gefelligen Ueberspannung, welche, gleich dem Scheidewasser, äzzend verzehren, indem sie glätten: Er trank den reinen Thau des Himmels, indess so viele an der Erde kriechen und Gras effen.

Armer Guido! da rifs der Tod deine liebende Eltern dir aus den Armen, und zum erstenmal brannte die Thräne des Kammers auf deiner Wange! — Der Vormundschaft eines Oheims anvertraut, den er kaum kannte, mußte er auf sein bisher so himmlisch glückliches Leben entsagen.

Guido, sagte der Gesandte zu ihm, du mußt reifen. Welt und Reisen bilden den Mann. Hier in deinen Büschen hörst du die Nachtigallen schlagen, und die Grillen zirpen, aber nie wirst du den Menschen da kennen und regieren lernen. Die Natur ist gut für die Poeten und Schäfer; aber ich hoffe, du willst etwas Besseres werden.

Ich will das Herz eines redlichen Mannes mit dem Kopf eines klugen verbinden, versetzte Guido. Die Natur ist die Mutter des unverdorbenen Menschen, und in ihrem Schoos bildet er die Unschuld, welche das Böse nicht kennt, zur Tugend, die es flieht. Lassen Sie mich noch einige Jahre hier, mein Oheim, und dann, wenn ich mich selbst erst ganz kenne, wenn ich den sanften Frieden eines reinen Herzens so recht zu meinem Eigenthume gemacht habe, dann, lieber Oheim, will ich

mich in die grössere Welt schleppen, und ihr Gutes kennen und schätzen lernen, indess ich vor dem Uebel gesichert bin.

Welchem Roman hast du hier einmal wieder nachgesprochen? fragte verächtlich der Minister. Du kannst doch hoffentlich die Seite des faden Produkts noch nachweisen, wo du diese weise Sentenzen geschöpft hast?

Es thut mir weh, mein Oheim, erwiderte Guido feurig und gereizt, dass die Sprache eines fühlenden Herzens Ihnen missfallen kann. Mehr Liebe zur Natur würde die schönste Freuden des Lebens nicht unter die Geschöpfe der Einbildungskraft verweisen. Doch — wenn man den Stern auf dem Rok dem Anblick des Firmaments vorzieht, so kann man mich nur missverstehn.

Du weißt, in welchem Verhältnisse wir sind, Guido: ich bin dein Vormund, und als solcher sag' ich dir: du reifest.

So endigte sich ein Gespräch, welches selbst Guido's Glück endigte. Mit Thränen nahm er von jeder lieben Stelle Abschied; er besuchte noch einmal alle schöne Gegenden seiner Thäler, alle schöne Ausichten seiner Hügel, und jedes schattigte Gebüsch, die heimliche, kühle Plätzchen im Walde, die Lieblingsbäume und Blumen, die er zum Theil selbst gepflanzt. Das alles besuchte er noch einmal, und seine ehrlichen Landleute: nur zu schnell waren acht Tage verflossen.

Er reisste. Der Gesandte von Renberg wollte ihn durchaus zum Höfling bilden, und in dem künftigen glänzenden Hofgestirn den Gatten seiner Tochter und den Stolz seines Hauses erziehen. Diesem Plan entsprachen alle

Anstalten, die er traf. Guido war reich, und mithin fehlte es an keinem Mittel, dessen sein Oheim bedurfte, ihm durch den Reiz der Ueppigkeit, und die Schmeichelei einer langen Gewohnheit seine geliebte Natur zu verleiden. Immer mußte ihn das ganze Gefolg der Frivolität in Kleidung und Schmuk umringen: die Eitelkeit vergaß man ohnehin nicht. Zum Hofmeister gab ihm der Gefandte einen Mann, der mit allen Gaben des Geistes eine gefällige Körperbildung, hinreißenden Wiz, einnehmendes Betragen, und die gewöhnliche Moralität so vieler Menschen in der grossen Welt verband, die mit dem Schein der Tugend buhlen, um über ihre Wesenheit zu lachen. Forting, so hieß er, hatte von dem Gefandten den Auftrag, alles anzuwenden, daß Guido von seiner abentheuerlichen Liebe für Natur, Gutes und Schönes geheilt werde, sein Herz aufgebe,

alles auf Verstand und List legen lerne, und sein ganzes Dasein ausschliesslich in jenen konventionellen Verhältnissen suche und finde, welche Eigennuz, Ehrfucht und Verderbtheit zu dem höchsten Gipfel menschlicher Wirksamkeit zu erheben pflegen. Daher reisste Forting mit seinem Guido nur an Höfe, in glänzende Residenzen, und ihr Leben verstrich abwechselnd in dem bunten Gewimmel und der schalen Langeweile der grössten Welt. Ihre Reisen von einem dieser Orte zum andern giengen mit der grössten Geschwindigkeit; denn Guido sollte die Natur künftig nur durch das Fenster sehn. Wohnten sie irgendwo, so wurde jede Gelegenheit vermieden, dieser Feindinn nah zu kommen. Guido wollte sich seine Morgen Spaziergänge nicht nehmen lassen; aber Forting vergiftete sie ihm, da er sich jedes-

mal an seine Seite drängte, und die heiligen Gegenstände, welche Guido im Innersten seines warmen Herzens mit heifser Liebe trug, hämisch mit dem Geifer seines Spottes anspritzte. Dann wählte Guido den Abend, um allein bei seiner Freundin Natur zu sein: doch Forting und seine Verhältnisse verstrickten ihn in so viele Zerstreuungen, daß sie ihm auch diesen Trost entzogen. Nicht minder sorgfältig suchte man ihm jede Gelegenheit abzuschneiden, die ihn mit dem wahren und lautern Gefühl in Verbindung bringen konnte. Man gestattete ihm, Almosen zu geben, aber keine Wohlthaten; Verhältnisse und Bekanntschaften zu haben, aber keine Freunde; um die Schönheit zu flattern, und dem großen Ton der Galanterie zu huldigen, aber nicht wahre Liebe in seinem glühenden und edlen Herzen zu

pflegen. Allenthalben leitete ihn Forting auf die glänzende Oberfläche, um ihn mit dem Flittertand des gewöhnlichen Umgangs spielen zu lehren; und sobald etwas tiefern Eindruck zu machen schien, entriß er es ihm ohne Gewalt, aber um so sicherer; oder er verwundete sein nur allzu reizbares Herz mit den vergifteten Waffen eines Spottes, der am liebsten schöne und ausgezeichnete Gegenstände befudelte.

Allein Fortings Mühe schien verlohren. Guido war zu edel gebohren, um seinen Nachstellungen zu erliegen. Sein Herz richtete sich unter allen Leiden und Kränkungen nur um so lebhafter auf: er liebte und glaubte das Gute, und fand es aus jeder Sache statt des Giftes heraus, welches man ihn so gern finden lassen wollte. Obgleich getrennt von der Natur, und ihren einfachen,

aber grossen Freuden, fand er immer ihre Reinheit wieder, weil er sie in sich selbst übergetragen hatte; und sein trauriges Leben, das so ganz den lauten Forderungen seines Innern widersprach, hellte er verschönernd auf durch die Strahlen des himmlischen Feuers in seiner Brust. Sein Geist war durch eben die sanfte und grosse Erzieherinn, die Natur, gebildet und stark, und so konnte ihm das glänzende System der feinsten Sophisterei nichts anhaben, die so gerne Profeliten wirbt, weil jeder seine eigne Schande durch ihre Verbreitung zu bedekken strebt.

Forting schrieb klägliche Briefe an den Gesandten. Schon waren vier Jahre verflossen, und nichts noch gewonnen. Die Antwort des Ministers athmete seinen Geist, und brachte neue Instruktionen des Verderbens. Nie gab man sich grössere Mühe, einen Ver-

irrten wieder auf den rechten Weg zu bringen, als hier geschah, um einen vortrefflichen Menschen zu Grunde zu richten.

Forting versammelte nun um seinen Zögling einen ausgefuchten Kreis von gebildeten und verführerischen Egoisten, wie er selbst es war. Ihr täglicher Umgang, ihre arglistige Verdrehungskunst, ihr schimmernder Witz sollten dazu dienen, das Hingespinnst der Tugend lächerlich, und der enthusiastischen Freund derselben verächtlich zu machen. Man kannte nun schon Guido's festen Sinn zu gut, um ihn immer geradezu anzugreifen, weil eben dieser Angriff allein seine Wirkung verfehlte. Aber keine Verlarvung blieb unverfucht. Bald entlehnte einer von Fortings Vertrauten den Schein der Sympathie, um sich in Guido's Seele zu stehlen: er verleugnete dann jeden Grundsatz, jedes

Vergnügen seiner Sekte, das diesem zuwider war, um sich in dem arglosen, hingebenden Herzen feltzusezzen; er führte ihn bis zu dem Punkt, wo der gute Guido sich frohlokkend Glück wünschte, endlich an einem verwandten Busen zu ruhen. — Da schreckte er ihn auf einmal aus dem süßen Traum auf durch eine Abscheulichkeit, die Guido's warmes Blut in starrendes Eis verwandelte, und blieb dann so ruhig, so kalt dabei; suchte so ruhig, so kalt den Zusammenhang dieses Kontrastes dem Staunenden zu beweisen, lachte seiner Zweifel, seiner Bedenklichkeiten als abentheuerlicher Selbstpeinigung; weinte über seine Vorwürfe als unverdiente Ungerechtigkeit — oder er gab sich in einem andern Fall auch diese Mühe nicht, lies die Larve gleichgültig fallen, und! versicherte höchst scherzhaft, mit einem solchen Schwär-

mer, wie er Guido, sei gar nichts anzufangen, daß der arme Jüngling bald am Menschen überhaupt, bald an sich zweifelhaft wurde, und die Qualen der Täuschung und marternder Ungewissheit jammernd in seinem blutenden Herzen verschloß.

Das wollten Forting und der Minister. Eben so leiteten sie dieses unglückliche Herz auf dem Weg der Liebe. Guido war zärtlich gebohren: er sehnte sich nach wahrer, warmer, inniger Liebe. Aber er fand sie nicht. Versprach ihm seine Anhänglichkeit das heiß gesuchte Glück, und drohte sie mithin Fortings Planen Gefahr, so gab es Mittel, alles zu zerstören, was er unternehmen konnte, eh er noch ahndete, daß man sein Glück untergrabe. Hingegen boten Verstellungskunst, fein berechnete Verführung, und lütherne Sinnlichkeit jeden ihrer Kunst-

griffe auf, um ihn zu bestriicken. Dann pflückte er Dornen, wo ihm Rosen winkten, sein Gefühl litt an tiefen Wunden, und eigne Vorwürfe verbitterten sein Dasein. Denn, vor Ausschweifungen durch seinen edeln Sinn geschützt, fiel er doch aus Mangel an Erfahrung, und hingerissen von einem Herzen, das, selbst gut, so aufrichtig und so willig an fremde Güte glaubte. Solche Erfahrungen wollten der Gesandte und Forting ihm geben.

Noch blieb ihnen ein wichtiger Schritt übrig. Forting that ihn, indem er ihn in alle verwirrten Verhältnisse des großen Geschäftslebens, der Politik und Staatsverwaltung mit eignen Augen blicken lies, und dafür sorgte, daß er allenthalben das häßliche Spiel des Eigennuzzes, der Selbstsucht, der Ränke und niederer Leidenschaften in seinem

vollen Getriebe wahrnahm. Nichts sah er dagegen von edler Selbstverleugnung, von aufopfernder Hingebung, von einer Anhänglichkeit ans reine Gute, von allen den erhabenen Tugenden, an welchen seine schöne Seele enthusiastisch hieng. So lies ihn For-ting auch im gemeinen Leben das nämliche furchtbare Bild der Verderbniss sehen, und jede bessere Hoffnung grausam vor seinem sehnfuchtsvollen Blikke dahinwelken. Man zeigte ihm die Welt als einen Kampfplatz aller Uebel und Laster, den Menschen als ihr Opfer oder ihren Sklaven, und die Tugend als einen leeren Namen, dem nur Unerfahrenheit oder Täuschung etwas Wesentliches leihen könnten.

Durch diese vereinigte Mittel hoffte man ihm den Glauben an Menschen und ans Gute zu rauben, sein Herz abzutödten, oder es

wenigstens zum Schweigen zu bringen, seinen Kopf für die schlimme Sache zu gewinnen, und weil er sich nur von dem Dasein zweier Klassen überzeugen könne, ihn zu zwingen, zu den Betrügern sich zu gefallen, damit er nicht zu den Betrognen gehören möge.

So verstrichen traurige Jahre für Guido; aber doch wufste Forting noch nicht, ob er seine Absicht erreicht habe. Guido wurde täglich stiller, düsterer, in sich gekehrter; endlich ganz in sich selbst verschlossen. Er theilte sich niemand mit; sein sonst so heiteres Aug war von finstern Wolken bedeckt, auf seiner Miene ruhte die tiefste Schwermuth, aus seinen Zügen sprach innerer Kampf. Man konnte den Zustand seiner Seele nicht deutlich bestimmen; aber das sah man deutlich, daß der Friede seines

Herzens von ihm gewichen war, und 'dass sein Geist unter einer Last arbeite, die er abwerfen oder erliegen müsse.

Nun hielt es der Gesandte, der unterdessen an seinem Hofe der Chef seines Fachs im Kabinet geworden, für hohe Zeit, diesen Kampf, und mit ihm Guido's Schicksal, und das Schicksal aller seiner langjährigen Plane zu entscheiden. Er glaubte ihn nun reif zur letzten Weihe seines Systems, und stark genug, allen Träumereien seiner frühen Jugend, all dem glänzenden Wahn, welchen der Minister in der Sprache dieses Systems Vourtheil nannte, auf ewig zu entsagen, und an seiner Hand mit eisern festem Schritt in die Bahn der Ehrfucht und des politischen Egoismus einzutreten, wo er ihm eine Erndte zubereitet hatte, von deren Anblick er sich nicht wenig für die Befestigung

der ihm aufgedrungenen Grundsätze versprach. In seiner Tochter sah übrigens der Minister auch für den Rest des Gefühls, der in Guido's ausgepresstem Herzen übrig sein konnte, mehr als hinlängliche Befriedigung. So stand der politische Rechenmeister zufrieden von seinem Schreibtisch auf, wo er Guido's Zurückberufung in die Residenz unterzeichnet hatte. Denn vor allen Dingen kam es jetzt wenigstens darauf an, ihn selbst zu sehn und zu prüfen.

Guido kam. Hätte der Minister noch ein Herz gehabt, so hätt' ihm jeder Zug dieses Gesichts, welches den schmerzlichsten Ausdruck tiefer Seelenleiden unverkennbar trug, ins Gewissen rufen müssen: Du hast diese schöne Blüthe verwüftet! Aber so wie er war, sah er mit innerm Frohlocken in jenem erschütternden Anblikke die Vorboten

feines nahen Sieges. Er umarmte Forting, und befahl seinen Neffen, ihm in sein Zimmer zu folgen.

Deine Bildung ist vollendet, sagte er ihm da: dein Glück beginnt. Wähle zwischen den erledigten Gesandtschaftsposten; die Erfüllung deiner Wahl ist dir zum voraus zugestanden.

Guido stand schweigend und in Gedanken verlohren. Sein Oheim heftete einen langen forschenden Blick auf ihn, und fuhr dann fort.

Ist es Ueberraschung oder Mißmuth, was dir die Zunge bindet?

Ich überlasse Ihnen die Deutung, versetzte Guido düster.

Der Minister stuzte. Er hielt es fürs Beste, ihn jetzt zu entlassen, und sich aufs sorgfältigste Beobachten zu legen. Aber

anch dieses gab dem sonst so feinen Menschenkenner wenig Aufschluss. Guido verhüllte dicht sein Inneres, und zeigte von außen nur einen finstern Ernst, eine düstere Schwermuth, auf deren eigentliche Beschaffenheit auch nicht die kleinste Vergessenheit seiner selbst muthmaßen lies. Der Minister wurde nicht müd, ihn zu belauschen; doch Guido war eben so wenig aus seinem Gange zu bringen. Jeder neue Versuch überzeugte den Staatsmann, hier sey eine sehr schwere Aufgabe zu lösen, und ein Vertrauen zu gewinnen, das sich nicht zu ergeben fest bestimmt schien.

Forting war dem Minister jetzt unnütz, denn der edle Guido hatte schon seit Jahren Mühe gehabt, seinen Haß gegen ihn zu verbergen, und in jedem Brief bittere Klagen über seine Anfesselung an diesen ihm so

ungleichen Menschen geführt. Auch nutzte Forting die ersten Augenblicke, sich eine sichere Anstellung und in derselben den Lohn seiner Arbeiten zu verschaffen, die er selbst beinah für fruchtlos hielt. Er war demnach so schnell als möglich aus einem Verhältnisse geschlüpft, das ihm jetzt noch alles gewähren konnte, aber für die Zukunft, und bei der ihm bekannten politischen und moralischen Starkgeisterei des Ministers ihn alles befürchten lies. Er wußte zu gut, daß nach ihrem beiderseitigen System nur eigener Vortheil die Versprechungen verbindlich mache.

Der Minister setzte nunmehr nach reifer Ueberlegung seine einzige Hoffnung auf Geduld, Nachsicht und Beharrlichkeit von seiner Seite, und auf die Reize und die Wirksamkeit seiner Tochter.

Es ist billig, daß du nach so vielen Jahren der Zerstreuung eine Zeitlang dich selbst genießest, sagte er dem in sich gekehrten Guido: es ist klug und edel, daß du prüfst und erwägst, eh du dich für deine Laufbahn bestimmst. Die Dauer deiner Bedenkzeit sei dir überlassen: erhohle dich indeffen hier in meinem Haus, und sieh es als das deinige an.

Guido beugte sich schweigend, und gieng. Er dankte dem Himmel für die Einsamkeit und Ruhe, welche er erkämpfen zu müssen glaubte, und die ihm jetzt so unvermuthet und willkommen zu Theil wurde. Er lebte nun ganz für sich, die wenige Stunden des Tags ausgenommen, die er mit seinem Oheim und dessen Tochter zubrachte.

Eleonore war ein gutes, edles, sanftes Mädchen; von der Natur ausgestattet, wie

Guido, und unglücklich durch ihre Erziehung, wie er. Seit dem Tod ihrer Mutter hatte die Politik ihres Vaters diese Sorge übernommen: und das System, welches Guido's Reisen, und Fortings Bemühungen zum Grunde lag, wurde auch auf ihre Bildung angewendet. Aus diesem beständigen Zwange von aussen, und dem innern Sträuben des bessern Genius entstand auch in Eleonorens Seele jene tiefe Schwermuth, die sich über Guido gelagert hatte. Unglückliche Liebe war hinzugekommen, um den Frohsinn des armen Mädchens unwiederbringlich zu zerstören. So blieb Eleonorens Wirkung auf Guido unmöglich. Zwar zog ihn ihre sanfte Anmuth anfänglich an, und er näherte sich mit stillem Vergnügen einem Herzen, dessen Stimmung und Schicksal dem feinen zuzufagen schienen. Doch bald erlosch

das leise Flämmchen der Sympathie an dem kältern Hauch eines abweisenden Tieffinns, und die nie versiegende Thränen ihres Augs erlaubten es Guido nicht, in diesem Spiegel ihrer Seele zu lesen. Zwar liebte er ihre Tugend, er schätzte ihren Geist, er gefiel sich in der Anmuth, die ihr so oft zur Seite schwebte; aber ihre Launen, welche aus frühem und unverschuldeten Unglück entstanden waren, ihre finstere Melankolie scheuchten sein Herz von einer süßern Empfindung, und in sich selbst zurück.

So verflossen einige Monathe, und gegen das Ende des dritten glaubte der Minister mehr Heiterkeit in Guido's Miene und Betragen wahrzunehmen. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, und jeder Tag schien die Richtigkeit seiner Bemerkung zu bestätigen. Ohne sich den Grund dieser Erscheinung

angeben zu können, beschloß er ruhig abzuwarten, und die Blüthe seiner Hoffnungen, die er schon halb verlohren gegeben hatte, nicht voreilig selbst zu zerstören.

Der schönste Morgen war angebrochen; die Sonne schwamm im blauen Duftmeer, die Vögel feierten entzückt ihre Ankunft, und über der ganzen Natur schien der Aether des Himmels zu schweben. So schön war lange kein Morgen gewesen. Selbst der Minister stand einen Augenblick von seinem Schreibtisch auf: er verlies seine Depeschen, um am Fenster, das in Garten gieng, den balsamischen Hauch der köstlichen Morgenluft einzufaugen. Seinem ersten Blick zeigten sich Eleonore und Guido im tiefen, und wie es scheint, vertrauten Gespräch. Kaum traut er seinen Augen, in denen sich vielleicht jetzt zum erstenmal unverstelltes Entzücken

mahlt. Er folgt ihnen mit dem Auge, von dem Sommerladen verborgen, wie sie immer wärmer sprechend in dem Gange gegenüber auf und abgehn, bis sie endlich, da die Sonne höher steigt, sich in den schattichten Theil des Gartens verlieren. Zweifelnd steht er, ob er sie nicht beschleichen, und seine Vermuthungen, seine Wünsche zur Gewissheit erheben soll. Doch die Behutsamkeit, welche sein Kabinet und ihn selbst bewohnt, hält ihn zurück. Er setzt sich wieder zum Arbeiten nieder, und der Gesandte, an welchen er jetzt schreibt, nimmt mit Erstaunen eine ungewöhnliche Freundlichkeit in dieser Depesche seines Chefs wahr. Nur zuweilen steht er auf, um zu sehn, ob das Paar nicht zurückkömmt. Zulezt erblickt er Eleonoren allein, die langsam und ihre Thränen trocknend nach dem Hause geht. In dem näm-

lichen Augenblick steht Guido vor ihm, heiterer, rascher, feuriger, als jemals; doch schimmert auch in seinem Aug eine Thräne, und aus seinem ganzen Wesen spricht Ungeduld mit verhaltenem Unwillen vermischt.

Mein Oheim, sagt Guido, meine Bedenkzeit ist zu Ende.

Lieber Guido — — Der Minister hatte Mühe, den Ausdruck seiner geheimen Freude zu bemeistern.

Lieber Guido, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, darf ich mir und dir Glück wünschen?

Mir gewiss, Oheim; soviel ich nämlich noch mit dem Glück zu schaffen haben kann.

O! das wird nun erst recht vertraut mit dir werden. — Und — das Resultat deiner Bedenkzeit? — Der Minister faßte freundschaftlich Guido's Hand.

Ist hier. — Er überreichte ihm ein Papier.

Haltig faßt der Minister auch dieses. Seine ganze Seele hängt in heftiger Spannung an diesem Endurtheil seiner Lieblingsplane, und in den Ausdruck der lebhaftesten Neugierde mischen sich Staunen über Guido's sonderbares Benehmen, Unruhe über den Erfolg, gewaltsame Unterdrückung beider, um ohne Unklugheit und Wortverlust der entscheidenden Minute zuzueilen.

Guido lächelt etwas bitter, und heftet einen festen Blick auf den Lesenden.

Was ist das? fragt der Minister heftig.

Mein Taufzeugnis, Oheim.

Und wozu? was soll es?

Ihnen beweisen, daß ich heute fünf und zwanzig Jahre zähle, und nun auch von den Gesezen das Recht erhalten habe, was mir die Natur schon bei meiner Geburt ver-

lich, das Recht, nach meiner besten Ueberzeugung zu handeln, zu leben.

Der Minister war außer sich: doch gelang es ihm, sich schnell zu sammeln. Er sah zwar Guido's Gedanken durch, allein so lange nicht alles verlohren war, so lang konnte noch alles gewonnen werden.

Guido! hast du vor, mich zu beleidigen? fragte er mit ungewöhnlicher Güte in Stimme und Miene.

Oheim! versetzte Guido fest und innig, der Augenblick der Erklärung ist gekommen. Ich Sie beleidigen! Nein, ich weis, was ich dem Bruder eines geliebten Vaters schuldig bin, ich kenne meine Pflichten, aber ich kenne auch meine Rechte. Jetzt mach ich sie geltend, nach neunjährigen Leiden, die ich still und hilflos trug. Sie haben mein Dasein vergiftet, Sie haben dieses Herz, wel-

ches des reinen Glücks so fähig war, mit Gewalt ausgetroknet, und mir jedes Mittel, nur nicht den Wunsch einer Seligkeit genommen, für die Sie keinen Sinn haben: denn sonst konnten Sie nicht so grausam sein. Ich bin nun arm und elend in ein freudenleeres Dasein geworfen: Sie haben mich die Menschen verachten lehren, ohne mir die Liebe zum Guten rauben zu können; Sie haben mich überzeugt, daß die Menschen nicht gut sind, ohne mir den Glauben ans Gute selbst zu nehmen; Sie haben mich mit dem glühendsten Durst in eine fengende Sandwüste geworfen. Das haben Sie gethan, Oheim, um mich Ihrer Ehrfucht zum Opfer zu schlachten: das Opfer blutet, aber ach! der Tod blieb aus, welcher allein sein Elend endigen kann. Können Sie über meinen Jammer frohlokken, so thun Sie es: ich

will dann Ihre Freude durch das Geständnis vermehren, daß ich namenlos, grenzenlos unglücklich bin. Frohlokken Sie, aber entsagen Sie allen übrigen Planen; denn hier gelob' ich es Ihnen feierlich vor Gottes Angesicht, nie, nie werden sie in Erfüllung gehn. Jetzt flieh' ich von Ihnen, von den Menschen, von der Welt. Wollte Gott, ich könnte vor mir selbst fliehen! Der Jüngling, den Sie vor der Zeit zum Greis aufgezehrt, den Sie an seinem edlern, bessern Ich gemordet haben, flieht, um Sie nie wieder zu sehn, nie wieder von Ihnen zu hören. Lassen Sie ihm wenigstens die Einsamkeit und die Ruhe seines Kummers, die einzigen Güter, die ihm blieben. Ich müßte Sie verabscheuen, wenn Sie auch diese mir rauben wollten. — Leben Sie wohl, Oheim, wenn Sie können; ich reise nach Renberg.

Der Minister stand erstarrt. Seine ganze Fassung hatte ihn bei diesem überraschenden Wechsel des Erfolgs mit seinen Erwartungen verlassen. Er hoffte einen dankbaren Schwiegersohn, den Erben seiner Größe, die Stütze seiner älternden Ehrfucht zu umarmen; und fand nun statt des Dankes nur allzuverdiente Vorwürfe, statt der Hoffnungen bittere Täuschung, statt der Erndte einer reichen Zukunft den Untergang seiner liebsten Wünsche. Er verstummte vor dem zürnenden Guido: er wollte Auswege suchen, und verirrte sich nur immer tiefer im Labirinth; alles war vor seinen Augen zusammengestürzt, und umsonst suchte er seinen starren Blick von den Trümmern hinweg nach dem Bedürfnis des Augenblicks zu wenden.

Guido war schon an der Thüre des Zimmers; da kehrte er noch einmal mit festem feierlichen Schritt zurück.

Oheim, sagte er langsam und gerührt, Sie haben viel zu vergüten. Sie haben eine vortreffliche Tochter, aber sie ist unglücklich: trocknen Sie wenigstens ihre Thränen.

Er gieng, und warf sich in den Wagen, der ihn nach Renberg bringen sollte.

So kehrte er also jezt nach neunjähriger Abwesenheit zu dem geliebten väterlichen Sizze zurück; — kehrte ach! so ganz anders zurück, als er ihn vor neun Jahren verlies. Tief in sich selbst versunken, lies er noch einmal alle Szenen dieser traurigen Jahre vor seiner Seele vorübergehn. Er schauderte zurück vor dem Bilde seines Oheims, und gab Eleonorens Andenken eine theilnehmende Thräne. Schon gleich bei seiner Zurükkunft

in die Residenz hatte er sich den Plan entworfen, den er nun ausführte; und an dem heutigen Morgen, kurz vor der Vollendung, entdeckte er ihn Eleonoren, von der er nicht ohne inniges Bedauern, und ohne die Gerechtigkeit scheiden wollte, die ihr Herz so sehr verdiente.

Er kam in seinem sonst so lieben Renberg an, und wurde mit lautem Jubel von seinen Unterthanen empfangen. Die guten Leute freuten sich so sehr, ihren Herrn wieder zu sehn: die Alten versammelten sich mit froher Geschwätzigkeit um ihn, Männer und Weiber drückten und küßten ihm die Hände, die Kinder herzten ihn, und sprangen vor ihm her, und erfüllten die Luft mit ihrem unschuldigen Frohlokken. Einige junge Mädchen brachten ihm Kränze und Blumen; die älteste von ihnen hielt eine kleine Anrede mit der

schüchternen, aber rührenden Beredsamkeit eines wohlwollenden Herzens, das im Namen Aller sprach, und von dem freundlichen Blick und Nikken, und dem frohen Jauchzen Aller begleitet wurde. Der Pfarrer und der Amtmann, zwei würdige Leute, welche Guido's Vater dem Dorfe gegeben hatte, und die Guido von Jugend auf kannten und liebten, kamen ihm mit der Herzlichkeit alter Freunde entgegen, und segneten den theuern Sohn ihres immer noch betrauernten Herrn.

Guido weinte Thränen der Rührung, aber es waren keine Thränen der reinen Freude. Es waren solche Thränen, wie man sie am Hals des Bruders oder des Freundes weint, wenn neben uns der entrissene Vater oder Freund in das kühle Grab gesenkt wird. Dieser Auftritt rührte ihn tief; er erschütterte sein Innerstes, indem er alle seine abge-

schiedne Freuden vor ihm vorüberführte, und ihm die Unmöglichkeit, jene glückliche Zeiten zurückzurufen, die Unfähigkeit, ihnen ähnliche in der Zukunft zu genießen, in ihrer ganzen Bitterkeit fühlen lies. Zwischen ihm und dem Menschen stand das Ungeheuer des Mistrauens, und hauchte mit giftigem Athem jede wärmere Empfindung an, die sich in seinem edlen Herzen für die Menschen erhob. Er fühlte das Bedürfnis, sie zu lieben, und konnte sie doch nicht lieben. Jetzt bei diesem frohen Empfang wogte sein Herz einmal wieder einen Augenblick in allen süßen Gefühlen der Theilnehmung, der Dankbarkeit, der Anhänglichkeit auf: einen Pulsschlag hindurch rollte das Blut rascher und gefunder durch seine Adern, und die erweiterte Brust hob sich von einer leisen Ahndung seliger Wonne gegen den Himmel.

Aber da drängte sich zwischen seine Freude und ihn der tödtende Gedanke: Eigennuz, Schmeichelei, Gewohnheit führen sie mir zu, nicht Liebe, nicht Gefühl — ach! es sind schwache, elende Menschen! — Und sein Herz sank wieder in sich zusammen, wie eine Blume, die der Frühlingsfrost tödtet, sein Blut schlich schwermüthig dahin, und die alte Last wälzte sich über seine Brust. Armer, armer Guido! wohin entfliehst du dem Mörder in deinem Busen!

Er winkte den guten Landleuten, drückte dem Amtmann und Pfarrer die Hand, und eilte mit seinen Thränen in die Einsamkeit seines Zimmers.

Was ist aus mir geworden! rief er, wie er allein war, und die Thränen strömten seine Wangen herab. Wo sind die schöne Hoffnungen der Vergangenheit, die Blüten

meiner frohen Jugend hingekommen! Ach! was hab' ich zu erwarten! Wie werd' ich es hinaus schleppen dieses verstümmelte Leben, ohne Freude und den einzigen Genuß, für den ich es schätzte!

Er bedekte verzweifelnd das Gesicht mit den Händen, und presste es gegen den Tisch, auf den er sich gelehnt hatte. Es war ihm, als müßt' er vergehn; und er suchte sich selbst zu vergessen. Aber jeder Augenblick der Zeit, die sonst auf Rosen vor ihm vorüberschlich, rauschte jetzt erwekkend und ungestüm an seiner Seele vorbei.

Es ist vorüber, sagte er endlich, indem er sich mit einem leichenblaffen, zerrütteten Gesicht wieder aufrichtete. Es ist jetzt vorüber, und vielleicht bald ganz. Geduld führt auch zum Grabe. Geduld also, und

weg, schreckliches Bild! Weg von mir! Weg, sag' ich, wenn ich leben soll!

Wie Wahnsinn war es über ihn gekommen: er stürzte athemlos in die nächsten Zimmer. Doch folgte diesem furchtbaren Moment bald die Ruhe der Erschöpfung. Er sank in einen tiefen Schlummer, der zwar seine Seele nicht heilte, aber seinen Körper stärkte.

Am folgenden Tag besuchte Guido seine alten Lieblingsplätze, und jeden Gegenstand, von dem er vor neun Jahren mit Thränen der Trauer schied, dessen er im Verlauf dieser Jahre so oft mit Thränen der Sehnsucht dachte. Dieser Anblick zerriss ihm erst vollends das Herz. Noch immer lagen seine Thäler im sanften Frieden blühend vor ihm; seine Hügel strahlten im schönsten Schmuk der immer guten, immer reichen

Natur; die schattichten Gebüſche waren zu Wäldchen, die heimliche, kühle Plätzchen im Walde zu den lieblichſten Kapellen der ſtilen ländlichen Ruhe geworden; ſeine Lieblingsbäume blühten hoch aufgefchoſſen, und verſprachen reichliche Früchte. Nur ſeine Lieblingsblumen waren verwelkt.

Sie theilten mein Schikſal, ſeufzte Guido, auch meine Blüten ſind abgefallen.

Da fand er einen Roſenſtok, den er noch wenige Wochen vor ſeiner Abreiſe aus Renberg verſetzt, und wie alle ſeine Blumen gezeichnet hatte. Drei prächtige Roſen dufteten ihm entgegen, und eine wehmüthige Freudenthräne ſtieg hinauf in Guido's Aug. Er drückte den Roſenſtok an ſein Herz, er küſte die Roſen. Ach! das iſt der einzige Freund den er ſich gerettet hat; der einzige Gefährte aus jener frohen Zeit, die unwie-

derbringlich verlohren ist. Er umfasste ihn mit einer Liebe, wie wir den Gespielen der Jugend umfassen würden, den ein günstiges Schiksal zu uns im ewigen Kerker führte. Er trug den Stok auf sein Zimmer, er pflegte ihn, er netzte ihn mit seinen Thränen. Oft brachte er Stunden, Tage vor ihm zu: er fas dann auf seinen Arm gestützt, mit nassem Blick an ihm hängend, und dachte der glüklichen Vorzeit, fühlte noch einmal die Gefühle seiner feligen Jugend, und vergas in diesen beruhigenden Träumen die Quaalen der Gegenwart.

Nach und nach gewährte ihm auch seine geliebte Natur einige, und bald viele Freuden. An dem Busen dieser treuen Freundinn ruhte er sicher, und ihre Tröstungen strömten sanft aus dem reichen Kelch ihres reinen Genusses. Wenn er am blumichten Abhang

des Hügels oder am Bach in Wiefengrund ruhte; wenn er durch den Wald strich, und das tausendstimmige Kor der kleinen Waldfänger sanftere Modulazionen auch in seiner Seele hervorrief, oder wenn sich sein Blick in dem weiten Umfang lachender Fluren verlor, und in die Unermesslichkeit des überall sprossenden, reifenden, winkenden Segens versank, dann empfand er süßere Regungen in seiner Brust: unwillkürlich bebte ein leises Entzücken durch sein Herz, und eine Thräne des innigsten Gefühls stahl sich in sein Aug.

O Natur, rief er dann, du gute Mutter! Der Mensch kümmert sich nicht um dich Reiche, dich Segnende; undankbar geht er bei dir vorüber, flucht dir wol ungenügsam. Und doch giebst du ihm Fülle und Freude, und erschöpfst dich nie im Geben. — Aber

du wirkst nach grossen Gesezen einer ewigen Ordnung, nicht um dieses schaalen Geschöpfs willen. Wie könnte er auch dieses Aufwandes werth sein! Du liebst ihn nicht, du wirkst gros und erhaben. Gleich dir, Natur, will ich die ewigen Gesezze einer unwandelbaren Ordnung erfüllen, aber lieben — lieben kann ich den Menschen so wenig wie du.

So verfloss Guido's Leben, getheilt zwischen Natur, Kummer und Gleichgiltigkeit. Sein gutes Herz konnte nicht lange bitter gegen die Menschen bleiben: vielleicht wäre dann sein Leiden minder schwer zu ertragen gewesen. Er hafte sie nicht, aber er fühlte sich von ihnen zurückgestossen; und da er ihnen nicht mit der ganzen Fülle seines warmen Herzens anhangen konnte, so lagerte sich eine erzwungene Kälte über dies Herz,

die ihm peinlicher wurde, als das Gefühl wirklicher Kränkung. Stieg dann in seiner gewaltsam gepressten Seele das Bild besserer Tage auf, wo das alles so ganz anders war; zerrann das Eis, womit das Geschik seine Empfindung gepanzert hatte, an einem Strahl des himmlischen Feuers, welches noch immer in seinem Busen, obgleich eng zusammengedrängt, doch um so heftiger glühte: dann war kein Elender auf diesem Erdenrund, mit dem der arme, leidende Guido nicht gerne sein Loos getauscht hätte, weil keine Foltern des menschlichen Daseins jene übertreffen konnten, die er duldete.

Er sah beinah niemand. Nur zuweilen kam der Pfarrer, oder der Beamte zu ihm. Beide hatten anfänglich öfter, und selbst ängstlich den Zutritt gesucht, welchen ihnen der gute Guido nur ungern so oft zugestand.

Seine tiefe Traurigkeit, das sprechende Aeußere des wahren Leidens an ihm, hatte ihre Beforgnis in einem hohen Grade rege gemacht, und theilnehmend bestrebten sie sich, seinen Kummer zu lindern, und ihm sein Leiden tragen zu helfen. Da sie aber sahen, daß ihre Bemühungen fruchtlos waren, und statt ihm nützlich zu werden, ihm zur Last wurden; daß Guido ihnen auswich, und jeder Versuch, sein Herz aufzuschließen, es nur fester zusammenzog, so folgerten sie, als Männer von Erfahrung und Edelmuth, daß nicht gemeines Unglück so tief auf diese schöne Seele gewirkt habe, und daß ein behutsames Betragen nothwendig sei, um seine Krankheit nicht zu verschlimmern, anstatt sie zu heilen. Sie beschloßen, ihn im Stillen zu beobachten, im Stillen und ohne Zudringlichkeit ihm stets fortdauernde Pro-

ben ihrer Treue und Anhänglichkeit zu geben, und von Zeit und Zukunft die weitere Maasregeln zu erwarten. So hofften sie noch einst den günstigen Zeitpunkt zu finden, welcher Guido sich selbst und ihnen wiedergeben werde.

Er las wenig, und schrieb gar nicht. Alle Verbindungen hatte er abgebrochen: das Vergnügen war nun für ihn dahin, das er sonst in der Beschäftigung fand, seinen Gefühlen und Ideen ein bleibendes Gewand zu geben, interessante Gegenstände zu entwickeln, und im Arme der Musen Erquikkung und Entzücken zu schöpfen. Zu sehr von seinen eignen düstern Gedanken eingenommen, befaß er zu wenig Seelenruhe, um an fremden Theil nehmen zu können, und er legte jedes Buch, das er in einem Augenblicke nahm, im folgenden wieder aus der Hand. Sein

Geist hieng ausschliessend an der schrecklichen Idee des allgemeinen Verderbnisses; sein Herz an dem Gefühl seines Verlustes, seines Elends.

O Gott! rief er oft, gieb mir den Glauben an die Menschen wieder! laß mich wieder zum fühlenden, theilnehmenden Menschen unter ihnen werden. Nein! ich verlange nicht frevelhaft ein zu großes Wunder. Nicht alle sollen sie besser werden: nur mich, mich ändere; oder gieb mir vielmehr zurück, was ich verlor. Reiß den immer tiefer wurzelnden Gram aus diesem wunden Herzen, und gieb ihm seine alte Lauterkeit, seine vorige reine, innige Fühlbarkeit wieder. Ach! es war so glücklich, als es noch unbetastet von Schicksal und Menschen am Schönen und Guten und Großen in der Schöpfung hieng, und das Böse

nicht so nah um sich ahndete! Kann, kann es nie wieder so werden!

Eines Tags verirrte sich Guido, in solchen Gefühlen und den Szenen der Vergangenheit versunken, viel weiter als gewöhnlich auf seinem Spaziergang. Er durchstrich den Wald, und kam, indem er über Feld und Flur fortstreifte, bald in einen andern Wald, der sich immer weiter vor ihm ausbreitete. Viel zu sehr mit sich beschäftigt, um etwas außer sich wahr zu nehmen, eilte er mit flüchtigem Schritt dahin, ohne der verschlungenen Wege und beschwerlichen Aeste zu achten. Endlich erinnerte ihn das Gefühl der Müdigkeit, daß er schon weit gegangen, und wie weit der Rückweg noch sein müsse. — Doch unwillig, sich von seinen Ideen zu trennen, warf er sich unter eine alte Eiche an den Rand eines Bachs, dessen

helles Wasser zwischen blumigten Rasen hinfieselte. Er schöpfte mit der hohlen Hand, um sich zu erquikken, und dahin flog wieder sein Geist in die höhere Regionen, die er von jeher so gerne bewohnt hatte, und aus welchen er jetzt noch seine einzige Beruhigung hohlte.

Er koste heute eben mit einer alten Lieblingsidee, die seinem Geist nicht allein, sondern nicht minder seinem Herzen eigen war; und in seiner gegenwärtigen unglücklichen Stimmung oft als ein tröstender Engel, oft aber auch zu seiner Quaal auf beide sich herniederlies.

Guido's schöne Seele, von einer warmen Einbildungskraft und regem Gefühle belebt, hatte sich nämlich frühzeitig mit aller Liebe an das Bild eines höhern Wesens gekettet, welches liebend und treu und schützend

an dem verwandten Erdenbewohner hänge, und mit seinem edlern Selbst innig verbunden, den hienieden wallenden Geist freundlich begleite, und ihn sanft zu jener Vervollkommnung führe, die sein Loos ist. Reinheit des Herzens, Schuldlosigkeit und unbefleckte Tugend dachte er sich als die Bande dieser schönen Vereinigung. Wer sich selbst veredle, nie zu dem niedern Staub sinnlicher Ausartung herabfinke, aber mit der Sehnsucht der Liebe himmelwärts strebe, der müsse, so empfand er es oft, das Flüstern seines himmlischen Freundes, das sanfte Wehen und Warnen und Lokken des verbrüdereten reinen Geistes im Innern seiner Seele vernehmen. Wie oft mahlte er sich nicht das reizende Bild aus mit jeder glühenden Farbe! wie oft umschwebte es nicht den selig träumenden Jüngling in der Dämme-

rung des Abends, im schimmernden Mondlicht, am Saum der Nacht, wenn ein falber Glanz über den Horizont wankt, und die Erscheinungen lieblicher Phantasie im sanften Zwielight halb wirklicher Täuschung um unser Lager flattern. Dann breitete er oft sehnsuchtsvoll seine Arme aus: eine reiche Thräne schlich sich mit leiser Wollust aus dem trunknen Auge, und die Seele floss dahin im auflösenden Gefühl.

Das holde Bild war mit ihm aufgewachsen: er pflegte es im Heiligthum seines Herzens, und wenn er auch seine Ahndungen, seine Wünsche nicht zur Gewissheit erhob, so hieng er doch mit warmer Herzlichkeit an ihnen; und an jeder guten Handlung, an jeder Freude, an jedem Zufalle seines Lebens erhielt der Schutzgeist seinen Antheil. Aber wie wurde dem armen Guido

zu Muth in der traurigen neunjährigen Periode seines Lebens! Er entsagte dem geliebten Bild nicht; allein er mußte es bloß für ein Bild erkennen: das Ideal des Guten trat an die Stelle des schützenden Engels, um den ringenden Jüngling auf der schlüpfrigen Bahn aufrecht zu erhalten, und Guido liebte dies Ideal. Doch konnte er sich nicht verbergen, daß sein Herz noch nicht befriedigt sei. Es war mehr eine Liebe des Verstandes, als jene innige Empfindung, welche unwillkührlich aus dem Innern der Seele strömt, und mit liebkoftendem Drang sich an den theuern Gegenstand schmiegt.

Jetzt dachte, fühlte er wieder alles, was er sonst je über diese Schoosidee gefühlt und gedacht hatte, mit der verdoppelten Stärke der entrissenen Vergangenheit, einer verzweifelnden Gegenwart und schwindelnder

Zukunft. Er schlug seinen Blick zum Himmel, dessen blaues Gewölb über den Riesenwipfeln der uralten Eichen schwebte, und ein tiefer Seufzer folgte seinem schwimmenden Auge.

O du ewige Allmacht, sprach er mit leiser, erstickter Stimme, du Quell der Güte, Vater aller Wesen, du bist ja ewig gut, weise, wahr. O nimm, nimm diese tiefe Quaal von mir; diese nagende Schwermuth, in welcher sich die reine Freude des Lebens düster begräbt; aber gieb, o gieb mir zu der warmen Empfindung, die in diesem Busen wohnt, gieb mir zu dem Herzen voll Liebe, das ich dir danke, einen aus der Schaar deiner guten Engel zum Freund, zum Beschützer nieder, der mich aus dem dunkeln Labirinth rette, in dem ich umherirre, in dem mich auf jedem

Schritte Verzweiflung angrinzt. Gieb mir ihn, daß er mich auf den Weg des reinen Glückes leite, auf den Weg des Glückes durch mein eigen Herz, das jetzt verlassen und starrend mit dem Gefühl seines Jammers ringt; daß er über dieses Herz, das einst hoher Wonne Ahnung schwell, wohlthätig schirmend sein himmlisches Gefieder breite, es hüte, rette vor dem namenlosen Schmerz, des, was es sucht, nie zu finden; daß er diese wunde Augen trökne, diese Falten glätte, diese Brust frei athmen lasse. O guter Gott! und ist dieses Sehnen einst erfüllt, wie sollte mein Froklokken dir danken, wie das Gefühl meines Glücks! dir dem die süße Wonne des Wohlthuns deiner Schöpfung Lohn ist!

Jetzt erstarben seine Worte! aber seine Thränen flossen. Schluchzend verbarg er

sein Gesicht in dem Rasen, indess seine Hände sich himmelan falteten. Tiefe Stille herrschte ringsum in diesem feierlichen Moment: nur die Blätter lispelten im leisen Lufthauch, und einzelne Strahlen der sinkenden Sonne flimmerten durch den dichtverschränkten Baumschlag.

Auf einmal erhob sich ein sanftes Wehen; durch die Gebüſche rauschte es hehr und reg, die Nachtigall schlug an, das Azur des Himmels gewölbes schien verklärt, und das Purpurgold der sinkenden Sonne glühte im Widerschein auf dem Teppich des Rasens. Ein Moment des Schwingens und Webens und Lebens, wie ihn nur wenig Tage des Sommers geben.

Er war vorüber: heitere Stille lag wieder zärtlich über der feierlichen Natur. In tiefer Rührung ruhte Guido in seiner vorigen

Stellung. Es war ihm in diesen Augenblicken, als fänke die Erfüllung seiner vorigen heißen Bitte vom Throne der Gottheit herab.

Da schallt durch die Stille her der liebe-
liche Ton einer Laute in rührenden, schmel-
zenden Akkorden. Der reine Ton zittert
in weichen Schwingungen von der klagenden
Saite: wie ein Hauch der Sommernacht
schwebt er herüber durch die Gefilde der
Luft. Guido's Seele schmolz mit dem süßen
Ton dahin, und schwebte auf dem leicht
bethauten Fittich der rührenden Klage mit
ihr über die leichte Wellen der sympathetisch
zitternden Luft.

Die Laute schwieg, und Guido's Herz
schlug nach der verlohrnen Wonne. Noch
hallte darinn der liebe-liche Ton, noch wog-
te in sanfter Schwung jede Saite seiner Em-
pfindung dem lieblichen Ton nach. Das

lebhafte Schweigen entzückte ihn nicht mehr, wie vorhin: es hatte sich eine Seele in diesen ätherischen Körper verlohren die er nun vermifste. Wehmuth und Wonne umfingen ihn, wie er beide längst nicht gefühlt, und lösten jahrelangen Kummer in diesem schönen Moment zu den sanften Thränen der innigsten Sehnsucht auf.

Die Bilder der Vergangenheit versinken dämmernd, und die reiche Gegenwart füllt ganz sein Herz aus, welches eine geheime Ahndung mit lang entbehrter Seligkeit schwillt. Guido empfindet sich jetzt zum erstenmale wieder rein: es ist ihm, als werfe er Fesseln ab, die ihn zu Boden drückten, und sein neu auflebender Geist schwingt sich mit hohem Muth zum himmlischen Vaterland empor.

O mein Schutzgeist! rief er mit dem Ton des Entzückens, indem er die Arme

zum Firmament ansbreitete, als wolle er
den Sohn des Himmels empfangen, der zu
ihm herniederschwebte. Sein Aug strahlte;
die Verklärung einer schönen Seele glänzte
auf seinem Angesicht, sein Herz schlug
hörbar; ach! er war so glücklich!

Da zittert wieder der süße Ton herüber
von der klagenden Saite, und Guido sank
auf seine Knie, während dafs sein Aug am
Himmel, sein Ohr an dem Ton hieng.
Nach einigen Akkorden ergofs sich in den
Klang der Saiten die lieblichste Stimme.
Sie sang.

Den alten Mann — sein Haar ist grau,
Ermattet sein Gesicht —
Führt sanft ein Knab, von Auge blau,
Im Aug der Liebe Licht,
An Lokken blond, so hold und schön,

Von Dorf zu Stadt, von Thal zu Höhn,
Mit zärtlicher Gebehrde.

Dem alten Mann — er ist so gut,
Der Knabe ist so hold —

Dem alten Mann ein jeder thut,
Was er nicht thut für Gold.

Das Herz schließt sich den Beiden auf;
Man pfleget sie, und in den Kauf

Fließt noch der Liebe Zähre.

Und wie sie gehn durch einen Wald,
So heiter und so froh:

„Du führst den Greis ins Grab doch bald,“
Schallts neben ihnen so.

„Er stirbt im Wald: Knab glaube mir.“ —
Horch auf! horch auf! wer spricht denn

hier?
Lausch' alter Mann, schau Knabe!

Der Alte lauscht, der Knabe schaut.

Da ragt ein wild Gesicht

Mit hohlem Aug und brauner Haut,

Das Hafs und Härte spricht,

Zum Busch, in dem mit süßen Klang

Die Nachtigal der Liebe sang,

Hervor, das Lied vergärend.

Der Greis nickt sanft dem Wilden zu;

Den solcher Gruss nicht rührt:

„Sei wegen mir in guter Ruh,

„So lang mich dieser führt.

„Ach weißt du nicht, wie Liebe nährt,

„Verschwundne Kräfte neu gewährt,

„Ins Grab noch Blumen streuet!“

Wieder ein Paar Akkorde, und Stimme
und Laute schwiegen. Aber sie lebten in
Guido's flammender Seele. Er lag, alles um

sich her vergessend, noch auf seinen Knien, stets am Himmel das Auge hängend, das Ohr nach dem entschwundenen Ton lauschend. Von innigen Gefühlen überströmt lag er da, die Hände über dem Herzen faltend, und die Thränen der reinsten Wollust bethauten sein Gesicht. Wie ein Kranker, der aus den wilden Träumen des Fiebers zu sich kommt, mit heissem Entzücken das freie Aug zum Himmel aufschlägt, da er sich eben noch lebendig begraben wähnte, so feierte Guido im Innern seiner Seele, ohne deutliches Bewusstsein aber hingerissen von namenloser Empfindung, das erste Erwachen aus den düstern Träumen seines bisherigen Lebens. Der Gesang hatte einen Einklang in seinem Herzen geweckt, den er nie mehr zu hören gehofft: die leise Stimme der Liebe lispelte ihm Trost zu, und sei-

nem geistigen Aug sproßten unvermerkt die schönste Blüten des Daseins entgegen.

Noch lag er so, lauschend, sehend, fühlend, ohne sich selbst zu fühlen; noch bebte der Wiederhall der süßen Stimme in seinem Innersten — da tönte sie selbst wieder. Es schien der Schluss des vorigen Liedes zu sein, in dem sie vorhin wohl unterbrochen wurde.

Drum wohl, wems Schiksal Liebe gab

Ins Herz und reinen Sinn!

Er wandelt fest am treuen Stab

Zum Lebenshochgewinn.

Er liebt! Was kann ihm eitler Tand,

Da er des Lebens Kleinod fand,

Noch zu der Freude helfen?

Ihn flieht die schwarze Heuchelei,

Die nur in Larven lebt;

Ihn flieht das Spiel der Schmeichelei,

Die Fesseln selbstisch webt.

Er liebt! Er kennt das Laster nicht;

Ein liebend Herz liebt auch die Pflicht,

Und küßt der Tugend Bildnis.

Drum wohl des Lebens Schutzgeist ist

Die Liebe immerdar.

Drum von der ersten Schöpfungsfrist

Sie schon der Schutzgeist war.

O Schutzgeist, den die Gottheit gab,

O schwebe sanft zu uns herab,

Und schirm' uns hold und gütig!

Es war wieder still: nur zuweilen stahl
 sich noch ein halblauter Klang durch die
 Gebüsche, so wie er zu sein pflegt, wenn
 man gedankenvoll nur mit leichter Hand,
 und wie zufällig über die Saiten fährt. Aber

Guido's Entzücken floss über: sein Herz vermochte die Gewalt seiner Empfindung nicht mehr zu fassen; er fand sich errathen, übertroffen. Sein Gebet, und dieser Gesang; sein heißer doch stiller Wunsch, und diese liebliche, aber überraschende Einstimmung; die Feierlichkeit des Abends, die Auszeichnung, womit ihn die Natur gleichsam als ihren Liebling seinem Herzen zuzuführen schien; und dann das rührende Saitenspiel, die schmelzende, zum Innersten der Seele dringende Stimme, die nur einem Engel angehören konnte —! Guido fühlte sich zu einem neuen Wesen erwacht; alle frühern Gefühle seiner Jugend lebten in dem heilenden Busen wieder auf, und die hold lächelnde Gegenwart schien freundlich dem Frühling seines Daseins die eine Hand zu bieten, indess sie mit der andern einen

Schleier über neun hinabdämmernde Jahre warf.

Ich muß ihn sehn, rief er, und flog dahin.

Sein Herz hatte den entzückenden Klang zu sehnfuchtsvoll eingefogen, um den Fliegenden nicht den rechten Weg zu führen, obgleich Laute und Gesang schwiegen. Er eilte rechts in den Wald, und folgte einem schmalen Pfad, der sich durch das Dikkicht wand, und nach einigen Krümmungen auf einmal im Buschwerke verlor.

Guido stand ungewiss. O mein Schutzgeist! rief es in seinem Innern; nur noch einmal den Ton, den lieblichen, zitternden Ton der Weihe!

Es war ihm, als hörte er ein leises Flüstern, und sein Herz pochte hoch auf. Er lauschte, ob ihn sein Gehör nicht getäuscht

habe. Tiefe Stille umringte ihn: — endlich ein Seufzer, und wieder das Flüstern. Jetzt hat er es deutlich vernommen: es ist keine Täuschung — es ist in seiner Nähe. Seine Wange glüht, sein Busen bebt, sein Athem stotzt.

Das Flüstern wird in dem Augenblick etwas lauter, und Guido erräth. Er drängt sich leise durch das Gebüsch; eine kleine Oeffnung zwischen den dicht belaubten Zweigen erlaubt ihm freiere Aussicht. Doch nur ein Blick! und er bebt zurück!

Aber es ist nicht das Beben des Schreckens, sondern des frohen Erstaunens, der Ueberraschung, welche mit der Fülle der Freude die reizbare Empfänglichkeit überströmt. Er bebt zurück, um in dem nächsten Moment sehnfuchtsvoll der Wonne des kaum genossenen Anblicks wieder zu nahen.

Halb auf den blühenden Rasen hinge-
 gossen, halb an eine sanft zitternde Pappel
 gelehnt, stützt ein reizendes Mädchen mit
 liebevoller Besorgnis einen Greis, dessen Sil-
 berlocken von seinem Alter, und dessen
 Kleid von seinem ehemaligen ehrenvollen
 Beruf gezeugt hätten, wär auch nicht das
 Erlöschen der erschöpften Lebenskraft in je-
 dem Zuge seines Gesichts, und der würdige
 Krieger in einigen tiefen Narben sichtbar
 gewesen. Der alte Mann saugt mit stillem
 Entzücken die Balsamluft des Abends in die
 matte Brust, und umschliesst mit seiner Rech-
 ten fest das Mädchen, indessen sie seine Linke
 in ihren beiden Händen hält, und sie öfters
 mit der ganzen Innigkeit kindlicher Liebe
 küsst. — Das Mädchen ist hold und schön.
 Guido verliehrt sich in ihrem Anschauen.
 Zwei feelenvolle Augen strahlen Liebe

und Gefühl; und auf den Lippen schwebt der sanfteste Hauch der Liebe: ihre reiche hellbraune Lokken wallen um Busen und Gestalt, in der sich mit reizendem Ebenmasse die liebliche Fülle der Jugend und die Anmuth einer schönen Seele verbinden. Das weiße Gewand schmiegt sich um den schlanken Wuchs, und der im Abendhauch schwimmende Schleier drängt sich liebkosend um die heitere Stirn und den griechischen Nacken.

Guido hängt an der rührenden Gruppe. Neben dem holden Mädchen liegt die Laute, und überzeugt den Laufenden, was er schon vorher geahndet, daß die schöne Unbekannte eine entzückende Sängerinn sei. Niemand spricht: nur zuweilen hört Guido das leise Flüstern wieder, das von den Rosenlippen des Mädchens kommt. Es sind

wenig freundliche Worte, die sie ihrem Vater zulispelt, die leisen aber weichen Akzente der Zärtlichkeit, die mehr aus dem Innern der Seele, als von den Lippen kommen.

Die Sonne war hinunter: der Abend senkte sich auf die schweigende Natur herab. Die lichte Stellen im Walde verschwanden allmählich in die Masse der Dämmerung, und das leise Rauschen der Vögel im Dikkicht, das halblaute Verhallen undeutlicher Töne in der Ferne, unterbrach noch allein die immer tiefere Stille.

Lieber Vater, fragte jetzt das Mädchen etwas lauter, der Abend wird dunkel. Soll ich dich nach Hause führen?

Guido's Herz bebt mit froher Wehmuth dem süßen Laut dieser rührenden Stimme entgegen, die grade zum Herzen drang. Er

zitterte aber zugleich vor dem Moment, der ihm den schönsten Anblick seines Lebens entziehen sollte: eng an diese Furcht schloß sich der Entschluß an, dem interessanten Paare zu folgen, und sich soviel über dasselbe zu belehren, als es ihm möglich werde.

Er konnte die Antwort des alten Mannes nicht verstehn, denn sie wurde mit leiser, zitternder Stimme gesprochen; aber er sah, daß er nach und nach sich erhob, von der Tochter hilfreichen Händen unterstützt; dann lehnte er sich sanft auf das Mädchen, welches ihn langsam und schonend weiter führte. Der Greis schlich mehr, als er gieng, und fühlte immer mit seinem Stabe voraus, als wolle er sich versichern, daß der Weg eben und ohne Gefahr sei. Guido bemerkte nun erst, daß der alte Mann blind war.

Er folgte ihnen in der Ferne, und sein sich wieder aufschliessendes Gefühl hieng sanft genießend am Bild der blühenden Schönheit und kindlichen Liebe.

Plötzlich sieht er den Greis zusammensinken, und das klägliche Rufen der Tochter dringt in sein Ohr. Er fliegt; athemlos umfaßt er den Vater, den die zitternden Arme des lieben Mädchens nicht mehr zu erhalten vermögen, und schon fühlt er sich belohnt durch die nachbarliche Berührung ihrer Hand, durch den seelenvollen, dankbaren Blick, der aus ihrem thränenden Aug auf ihn hinschimmert.

Ach! er stirbt! ruft sie jammernd.
 „Ach weist du nicht, wie Liebe nährt,
 „Verschwundne Kräfte neu gewährt,“ flüsterte Guido, indem er den Greis mit kraftvollem Arm umschlang, und ihm ein stä-

kendes Wasser reichte, das er aus der Hand des Mädchens nahm.

Sie heftete einen erstaunten Blick auf ihn, und sanfte Röthe ergoß sich über ihre erst noch bleiche Wangen. Der Blick drang tief in Guido's Herz: O! rief er: „Im Aug der Liebe Licht;“ und das Mädchen erröthete wieder.

Doch jezt war kein Augenblick der Erklärung. Helfen Sie mir meinen guten Vater retten, rief die Bangende. Guido bat sie, ihm den Weg zu zeigen, der sie nach Hause führe, weil es dort leichter sein werde, den Greis zu sich zu bringen. Sie gieng voran, und er trug den ohnmächtigen Vater. Er sah, wie sie vor ihm dahinschwebte, mit geheimer Ahndung das Schweben eines reinern himmlischen Wesens, und im Innern

seines Herzens sprach es wieder: O mein Schutzgeist!

Bald schimmerte ihnen Helligkeit entgegen. Das eilende Mädchen rief, und aus einem niedlichen kleinen Hause trat eine ältliche Frau mit einem Licht in der Hand, und vor ihr her sprang ein Hündchen, das mit lautem Gebell und frohen Sprüngen eine Gebieterinn bewillkomnte.

Liebe Metta, sagte das Mädchen, liebe Metta! geschwind — Rettung, Hilfe für meinen Vater!

Die gute Metta schlug weinend die Hände zusammen, wie sie Guido erblickte, der ihren alten Herrn trug. Das Licht war ausgelöscht. Aengstlich riss die Tochter die Hausthür auf, und Metta führte den jungen Mann ins erste Zimmer. Dort brachten sie den Greis, der noch immer schlummerte,

aufs Bett, und vereinigten die Bemühungen der banger Liebe, um ihn wieder zu erwecken.

Endlich gelang es. Er schlug die matthe Augen auf; er sagte mit matter Stimme: Lina!

Sie sank laut weinend an seine Brust. Es waren Thränen der reinsten Freude, womit sie sein Gesicht benezte; und ihr Herz schlug felig an dem feinigen. Sie umarmte Guido, Metta, sie liebte ihr Hündchen, sie hatte ihre frohe Empfindung der ganzen Natur mittheilen mögen.

Guido glühte von der Umarmung dieses Engels. Seine trunkne Seele hieng an jeder ihrer Bewegungen, und umschwebte jeden ihrer Schritte. Sie kam zu ihm zurück, und nun erst, da das Entzücken der sanftern

Wonne nachgab, ergoß sich der rührendste Dank aus diesem himmlischen Herzen.

Guido suchte Worte und fand keine. Alle waren sie ihm zu arm für den Reichthum der Empfindung, den er auszudrücken hatte. Wie sie da vor ihm stand, die reizende Lina, mit ihrem schwimmenden, freudetrunknen Blicke, verklärt durch die reine Wonne ihrer schuldlosen Seele, mit innigem, unschuldigem Dank an ihm hängend, dem Erretter eines geliebten Vaters, dem Freund im größten Unglück, das sie treffen konnte! sein Bewußtsein vergieng: sein Herz faßte alle Kräfte seines Daseins in diesem überfeligen Momente zusammen.

O Lina! rief er, nur ein stummer, doch so beredter Dank —! Seine Lippen ruhten auf den ihrigen, die sich rein und sanft ergaben.

Auch Metta drängte sich freudig zu dem edlen Mann, der ihren geliebten Herrn gerettet hatte; und selbst das Hündchen schien die allgemeine Dankbarkeit zu theilen, und sprang liebkosend an Guido hinauf.

Der alte Mann hatte sich jetzt hinlänglich erholt, um nach der Geschichte seines Unfalls zu fragen. Mit der Wärme eines Jünglings ergoß sich sein Herz gegen Guido, so matt auch der Druk seiner welken Hand war. Sie machten genauere Bekanntschaft, und freuten sich ihrer Nachbarschaft; denn Waldows Gütchen grenzte an Guido's Besitzungen.

Wie man wieder ruhiger geworden, und das erste allgemeine Gespräch zwischen Guido und Waldow geendigt war, fiel Guido's Blick auf die Laute, die neben Waldow's Bett, und auf dem Tische lag, an dem Lina saß,

mit einer kleinen Arbeit, und wie es schien tiefem Nachdenken beschäftigt. Guido's zweiter Blick fiel auf die holde Sängerinn.

Sie nahm beide wahr, und erröthete, wie vorhin, da ihr Guido die Stellen aus ihrem Lied wiederholte.

Sie haben mich wol vorhin belauscht, sagte sie nach einer kleinen Pause der reizendsten Verlegenheit.

Guido erzählte die Geschichte dieses Abends: nur von seinem Schutzgeist sprach er nichts.

Mein guter Vater hört das Lied so gern, sagte ihm am Ende der Erzählung Lina, indem ein schöner Blick ihrer schuldlosen Seele ihm dafür dankte.

Es hat so viel Beziehung auf mich und mein liebes Mädchen, fuhr Waldow fort, daß es mich immer zu sanften Thränen der

Freude und Liebe und Dankbarkeit rührt.
Auch ich bin unbesorgt, so lang sie mich
führt; auch heute dank' ich ihr meinen
Retter.

Das holde Bild des Schutzgeistes liefs sich
bei diesen Worten wieder über Guido nieder.

Lieber Vater! sagte Lina mit schmelzen-
der Stimme, und ruhte mit ihren Lippen
auf seiner Hand.

So vergieng der Abend, einer der glük-
lichsten, den Guido je gelebt hatte. Er
fühlte sich so froh, so heiter; er war so
glücklich in diesem kleinen Kreis von Men-
schen, die ganz Liebe waren und reinen
Herzens, und das Dasein zu einem Himmel
zu verschönern wußten. Er wünschte sich
wieder Glück, ein Herz zu haben, das er
so oft hinweggewünscht hatte, wie Unglück
und schwarzer Mißmuth darüber brüteten.

Es wurde Mitternacht, und Waldow erlaubte seinem Gast nicht, anders Abschied zu nehmen, als um diese Nacht unter seinem Dache zu ruhen. Guido willigte mit Freuden ein; und wie wurde ihm, da ihn die gute Metta in ein Zimmer brachte, welches ihm die Aussicht auf Lina's Fenster gestattete!

Das kleine Haus, welches der alte Waldow bewohnte, war gerade nur für seine Familie gros genug. Aber zur Seite befand sich noch ein anderes kleineres, dessen Erdgeschofs einen nichts weniger als grossen Saal, und das obere einige Zimmer in sich faßte, welche der Besizer der Freundschaft und der Gastfreiheit geweiht hatte. Hier hielt Guido unter dem Geleit der gutmüthig plaudernden Metta seinen Einzug, nachdem sie durch ein kleines Gärtchen voll Blumen

gekommen waren, welches ihm Metta als Lina's Lieblingsplätzchen vorstellte, und woraus sich Guido kaum losreißen konnte.

Wie sie oben waren, beschrieb ihm Metta die ganze Lage und Aussicht, obgleich das flimmernde Mondlicht nur wenig deutliche Blikke vergönnte. So erfuhr auch Guido, daß die zwei erleuchteten Fenster im obern Stokke des andern Hauses zu Lina's Zimmer gehörten. Und die gute Metta hatte noch nicht ausgesprochen, so hieng schon sein Aug an dem freundlichen Licht, als strahlte dasselbe aus Lina's holden Blikken.

Wie er allein war, blieb er an das wohlthätige Fenster gefesselt, das ihm alles gab, was die Abwesenheit ihm zu haben erlaubte. Er schwebte unsichtbar um Lina: jede Bewegung des Lichts, jeder leis vorübergleitende Schatten rifs ihm Aug und Herz dahin;

oft glaubte er, ihre Gestalt zu errathen; endlich schien es ihm, als sei sie selbst am Fenster. Aber bald beschuldigte er das Mondlicht der Täuschung, und zürnte auf sein schwaches Gesicht, dem er jetzt so gern die Stärke seines Herzens mitgetheilt hätte.

Doch jetzt — jetzt war sie es! Glücklicher Guido, jetzt täuschtest du dich nicht! Lina warf noch einen frohen Blick über die schlummernde Gegend: ihre unschuldige, reine Seele brachte in diesem Blick, und dem Gefühl, welches denselben begleitete, dem höchsten Wesen das schönste Abendgebet dar. Sie verschwand — das Licht erlosch, und nachdem Guido's Augen noch mehr als eine Stunde an ihrem Fenster gehangen, und sein Herz ihn tausendmal hinübergetragen hatte zum Lager des schlummernden Engels, warf er sich in einen Sessel, und versank noch

einmal in den vollen Nachgenuß seines heutigen glücklichen Tages.

Guter Gott, sagte er, indem die Thräne der innigsten Rührung sein Aug füllte, wenn mein Gebet erhört wäre! Wenn du mein Glück wieder aus dem schrecklichen Nichts erweckt hättest, in das ich hinabgestürzt war, um es an Lina's Hand zu verewigen!

Diese Thräne und das Gefühl, das sie hervorbrachte, war auch ein Gebet, welches vom Herzen zum Thron der Gottheit aufstieg.

Sie mein Schutzgeist! sie meine Retterinn! fuhr er fort. Ein Busen voll Liebe, und dieser gute Engel!

Seine Empfindung war zu mächtig, um sich in Worte zu verliehen; aber jeder Moment gewann an reiner, innerer Seligkeit. Erst gegen Morgen schlammerte Guido ein,

und die lieblichsten Träume umschwebten ihn, bis die Morgensonne den Horizont vergoldete, und der Gesang der Vögel ihn erweckte, um an sein liebes Fenster zu eilen.

Schon waren Lina's Fenster offen, und sie selbst sah er in dem kleinen Garten, wie sie ihre Blumen pflegte. Er flog hinunter.

Der Morgen verfloss so froh, so glücklich. Zuerst theilte Guido Lina's Sorgfalt für ihre liebe Blumen: er half ihr die Stöcke anbinden, er brachte ihr Wasser, um sie zu begießen, er trug die Blumen heraus, die sie heute für ihren Vater bestimmt hatte. Die reine Seele des lebenswürdigen Mädchens hing mit sichtbarer Freude an dem Jüngling, und ihr sanfter Blick, ein leiser Händedruk sagten ihm ihr Vergnügen und ihren Dank. Dann fühlte Guido sich in seine erste selige Jugend versetzt: die

düſtern Tage ſeiner Verbannung, ſeines Leidens waren vergeſſen, und Mißtrauen und Kummer ſchwiegen in ſeinem beruhigten Herzen.

Jetzt wollen wir meinem Vater den Morgengruß bringen, ſagte Lina und hüpfte fort, indem ſie Guido's Hand nahm, der ſich willig gefangen gab.

Vor dem Garten ſtand ſie ſtill.

Sie ſind mir ein ſchöner Gärtner, ſprach ſie mit einem ſchelmischen Blikke. Wenn Sie nicht achtsamer ſind, ſo kann ich Sie nicht in meinem Dienſt behalten. Da haben Sie nun meines guten Vaters Blumen rein vergeſſen.

Guido küßte dem herzlichen Mädchen die Hand, und ſprang zurück, die Blumen zu hohlen.

Mein armer Vater, sagte Lina, indem sie weiter giengen, kann die schöne Natur nicht mehr sehn: ich suche ihm nun allen Genuß auf, den sie ihm noch gewähren kann, und Blumen liebt er sehr.

Lina hatte da Guido's reizbarste Saite berührt. Stumm und entzückt schaute er das Mädchen an, welches so wahr und innig an seiner lieben Natur hieng. Er war zu gerührt, um ihr etwas zu antworten: aber sie nahm seine Rührung wahr, und ihr Herz rechnete sie ihm nicht gering an.

Sie kamen zu dem Vater, der sie zärtlich empfing. Lina küßte ihn, und brachte und nannte ihm die Blumen: auch dachte sie Guido's Hilfe, und der gute Alte drückte ihm die Hand.

Haben Sie gut in meiner Einsamkeit geschlafen? fragte er.

Köstlich, erwiederte Guido. Köstlich, wiederholte er mit einem innigen Blick auf Lina, ob ich gleich erst nach Mitternacht einschlief. Der Abend war zu schön.

Lina erröthete, denn auch sie hatte Guido am Fenster bemerkt, und daß er jetzt auf diesen Augenblick anspielte, das rechnete ihr Herz ihm wieder an.

Sie frühstückten, und eine wollüstige Stunde des reinen Genusses verstrich für Guido unter den Gesprächen der Herzlichkeit und den stillen Freuden einer keimenden Liebe.

Lina verschwand, und Guido führte minder lebhaft das Gespräch mit dem Greis fort.

Ich höre Lina's Stimme nicht mehr, sagte endlich der alte Mann. Ist sie weg?

Ein einsilbiges Ja war Guido's Antwort.

Ja, das ist ihre Stunde, fuhr der Greis fort. Nun besorgt sie die Geschäfte ihrer kleinen Haushaltung, bestellt und bereitet mir irgend ein Lieblingsgericht, und erfüllt ihr Amt als Allmosenpflegerinn. Ich bin nicht reich, lieber Nachbar: dieses Gütchen ist meine ganze Habe; aber es reicht hin zu meinem Unterhalt. In meinem Beruf hab' ich mir auch nichts erwerben wollen, als das Bewußtsein redlich erfüllter Pflicht; und wie ich nun alt war, zog ich hieher. Meine Lina hingegen ist reich. Ein Bruder ihrer Mutter, der geizig war, hatte vergessen, sein Testament zu machen, und so erbte sie seine Hunderttausend. Ich will nichts davon, weil ich nichts brauche: sie will auch nichts, weil sie das Nämliche sagt und fühlt. Da wendet sie denn die Einkünfte ihres Vermögens zu Wohlthaten an, und daran find'

ich, thut sie recht. Sie legt alten Leuten zu, die ihr Auskommen nicht haben, hilft verunglückten Landleuten auf, läßt arme Kinder erziehen, stattet Mädchen aus, die gute Männer finden, und giebt jungen Ehleuten ihre erste Einrichtung — giebt da und dort, wie's zu gehn pflegt. Dabei zieht sie mich zu Rath, und braucht sie Erkundigung und Hilfe, so sind ein Paar brave Geistliche in der Nähe, die beides über sich nehmen. So legt sie ihr Geld ganz gut an, und ist heiter und vergnügt. Sie war ein Paar Jahre in der Residenz; aber das Leben behagte ihr nicht lange. Sie kam wieder, wie sie hingegangen war, und darüber bin ich eben nicht böse: ich freue mich vielmehr, daß sie mir folgte, die Paar Jahre zu der Tante zog, und sah, was man sehn mus, um es entbehrlich zu finden.

Guido war entzückt. Diese Einfalt des Sinnes, diese anspruchlose Tugend mit Weltkenntniß verbunden, war ihm noch nicht vorgekommen. Er liebte und ehrte den Greis, aber er fühlte innige Liebe für Lina.

Lieber Nachbar, sagte zuletzt der Alte: Sie sind jung, und ich bin alt. Ich kann nichts mehr als plaudern, und Sie können noch vom Flekke. Wenn Ihnen das Mittagessen schmekken soll, so machen sie sich eine Stunde Bewegung.

Guido schlug ihm selbst einen Spaziergang vor, und erbot sich, ihn zu führen.

Nein, nein, versetzte der Greis freundlich mit dem Kopf schüttelnd; Lina würde mirs verdenken, wenn ich ihre Gerechtsame vergäbe.

Guido gieng also, und warf sich der liebenden Natur in die Arme. Lang, oder vielmehr noch nie hatte ihn diese seine Freundin so froh und glücklich gesehen, wie jetzt. Vor seiner Abreise aus Renberg war er glücklich; aber damals blühten erst die Ahndungen einer Wonne in seiner Seele, die er nun wirklich zu empfinden anfieng. Entlastet von dem Druk seines bisherigen Leidens athmete seine Brust frei, und um so freier, je mehr überstandner Kummer das Gefühl folgender Freude erhöht. Das schüchterne Mißtrauen, die erkältende Abneigung gegen den Menschen vermochten jetzt nichts über sein Herz, das sich nach jahrelangem Entbehren der Mittheilung, dem Zutrauen gegen gleichgestimmte Menschen wieder aufschloß. So hatte er ja seine Brüder geglaubt und gewünscht, wie er sie hier fand, und

nur 'getäufchte Erwartung war die Quelle seiner Leiden geworden. Er überlies sich nun arglos dem sanften Zug sympathetischer Liebe, und begann sich mit dem Leben auszuföhnen.

So wohlthätig hatte dieser reine Zug auf den edlen verstimnten Guido gewirkt, daß er auch nicht einmal daran dachte, ob jetzt Täufchung möglich sei. Ohne ängstlich zu untersuchen, erkannte er den Ruf geistiger Verwandtschaft, und fühlte, daß hier sein Ideal wirklich werde, eh' er es sich zu beweisen brauchte.

Sie mein Schutzgeist! sie meine Retterinn! nur diese Ideen schwebten ihm deutlich vor, und schlossen alle andere in sich.

Er kam am Bach herunter, der mit munterm Geschwätz über Kieseln kristallhell dahin hüpfte, um sich tiefer unten zu einem stür-

kern Strom zu bilden, der eine Mühle trieb. Die Mühle lag an einem lichten Flek des Waldes, und rauschte weither dem Ohr des Wanderers lustig entgegen. Der kleine Flek war mahlerisch schön. Ein Kreis hoher Eichen umkränzte die grüne Rotonde, und um das freundliche Häuschen lispelte eine vertraute Familie von Pappeln. Dem Haus gegenüber leuchtete durch einen Gang im Walde die Aussicht des Thales herein. Die Vögel des ganzen Waldes schienen auf dieser schönen Stelle versammelt: auf allen Wipfeln, in allen Büschen und Zweigen rauschte und tönte das frohe Leben der Schöpfung.

Guido der heut auf Rosen gieng, labte sich an dem schönen Anblik, den er mit ganzer Seele genoß. Langsam nahte er der Mühle, indem er oft still stand, um jeden,

auch den leisesten Akzent der hier wohnenden Freude in sich zu saugen.

Endlich stand er vor der Mühle. Da hörte er ein stilles Schluchzen, und bald darauf wie Lina's Stimme. Er konnte nicht widerstehn: sein Herz rifs ihn unaufhaltsam fort.

Er trat in das Haus. Die Stubenthüre war offen; er konnte jetzt deutlich das Schluchzen des Dankes, die sanfte beruhigende Stimme Lina's unterscheiden. Er trat noch näher, und sah die Müllerinn zu Lina's Füfsen, die sich umsonst bemühte, sie aufzuheben. Vier schöne Kinder lagen mit der Mutter auf den Knien, und strekten die kleine Händchen dankend dem lieben Mädchen entgegen, in dessen Augen die Thräne der tiefsten Rührung glänzte.

Steht auf, Mutter, Kinder! sagte sie mit erstikter Stimme. In diesem Augenblick sah sie den nahen Guido, und wollte unwillkührlich entfliehn. Mutter und Kinder klammerten sich an sie, als wolle man ihnen ihr Glück wieder entziehen, und Guido vereinigte sich mit ihnen.

Sie überraschen mich hier in kleinen häuslichen Geschäften, sagte sie zu dem bewegten Guido, dessen Herz das wahre Verhältniß dieses Auftritts im Allgemeinen errieth..

Die laute Dankbarkeit der Müllerinn und der Kinder belehrte ihn bald von allem. Ihr Mann und Vater war durch einen unvor-
gesehenen Unglücksfall der Früchte eines langen Fleißes beraubt: er sah den Augenblick vor sich, da harte Gläubiger seine Mühle verkaufen, und seine Familie dem Hunger

und Elend preisgeben würden. Er verkaufte sich selbst zum Soldaten, bezahlte einen Theil der Schuld, und hoffte nun Nachsicht für den andern. Aber das Opfer war umsonst gebracht, und das Unglück der guten Leute vollkommen. Lina bezahlte die Schuld, und hatte jetzt eben der trostlosen Frau die gelösten Schuldbriefe und die Summe gebracht, deren es bedurfte, um ihren Mann loszukaufen.

Guido's Aug hieng dankbar an Lina, seine Hand drückte sanft die ihrige, seine Lippen waren stumm. Nur „liebe Lina“ sagte er; aber in diesen Worten lag seine ganze Seele.

Lassen Sie uns gehn, flügelte sie ihm leise zu.

Sie rissen sich los aus dem fröhlichen Gewimmel, das sie umgab, um nach Hause

zu eilen; aber die Segnungen der dankbaren Familie folgten ihnen so weit, als sie noch zu erreichen waren.

Ich habe jetzt mit eignen frohen Augen gesehen, was mir Ihr Vater erzehlt hat, sagte Guido nach einer Pause.

Und was sprach mein guter Vater?

Guido wiederholte es, und hatte die unaussprechliche Freude, dass die holde Lina ihr schönes Herz ohne Rückhalt vor ihm aufschloß. Dies Herz war ganz Liebe. Sie lebte in Liebe und durch Liebe; alles, was in irgend einem Verhältnisse mit ihr stand, umfasste sie mit Liebe. Ihre Seele athmete nur in dieser Atmosphäre: jeden Genuß, jede Freude, jede Trauer selbst begleitete sie mit Liebe.

Den höchsten Grad dieser allgemeinen Stimmung ihres zarten und reinen Wesens

hatte sie bis jetzt gegen ihren Vater empfunden: aber vor ihrer unschuldigen Offenheit wurde ein Herz enthüllt, welches dem einen Himmel verhies, der es gewinnen würde. Es schimmerte aus dem Innern ihrer Empfindung ein Ideal hervor, das ihre geheimen Wünsche fesselte, ohne daß sie es selbst wußte. Wie sie so mit Guido von ihrem Leben, ihren Neigungen, ihren Grundsätzen und Gefühlen sprach, schwamm eine stille Wonne in ihrem schönen Aug, der Guido's Herz in süßer Rührung entgegen zitterte.

Seine Seele schmolz in die ihrige. Er schüttete in ihren Busen seinen Kummer aus, und ruhte an der verwandten Theilnehmung. Die Thräne, welche sie seinem Schicksal gab, heilte die Wunde, der sie galt: mit jedem Augenblick seiner Erzählung stieg das In-

teresse derselben, das sich in ihrem Blick und in ihrer Miene mahlte. Er schloß, und sie legte sanft ihre Hand auf seinen Arm.

Armer Freund! sagte sie mit gepresster Stimme.

Freundinn! rief der entzückte Guido. Wollen Sie mir Freundinn sein!

Gern! o gern, lieber Guido!

Er drückte sprachlos ihre Hand an seine bebende Lippen. Der schöne Bund war geschlossen: zwei reine, edle Seelen hatten sich auf ewig gefunden.

Metta führte ihnen den alten Waldow entgegen.

Wo bleibt ihr Kinder? rief der Greis freundlich. Mir-däucht, lieber Nachbar, die Stunde ist verstrichen.

Lina eilte in die Umarmung ihres Vaters. Noch tief gerührt von dem vorigen Auf-

tritt umschloß sie ihn noch wärmer, noch inniger als gewöhnlich, und der alte Mann fühlte einige Thränen, die seine Wangen herabrollten.

Was hast du, Lina? du weinst? fragte er.

Er hörte nun die Geschichte der Mülle-
rinn aus Guido's Mund, und dafs er nicht
auch jetzt schon von Lina Guido's Geschichte
vernahm, daran war des letztern Gegenwart
Ursache. Sie kehrten zusammen ins Haus
zurück, wo sie ein köstliches Mahl der Liebe
und Eintracht mit dem reinsten Frieden des
Herzens genossen.

Am Abend suchte Lina den glüklichen
Guido in ihrem kleinen Garten auf. Noch
hatte sie Guido's Geschichte ihrem Vater
nicht erzählt; denn es war ihr, als sei sie
nur ein ihr anvertrautes Eigenthum. Aber
sie hatte sich noch einmal alle einzeln Züge

derselben zurückgerufen — wie sehr Guido bei dieser Beschäftigung gewann, fühlte ihr Herz — und suchte nun in ihrer Empfindung und ihrem reichen Wolwollen die Mittel, welche seinen Kummer lindern, und ihn nach und nach zu dem Glücke zurückrufen könnten, dessen sie ihn so werth fand. Ihre Bemühung war nicht fruchtlos: Herz und Geist waren bei ihr in zu schönem Einverständniß, um sie nicht auf den wahren Weg in jeder Sache zu leiten. Sie hatte ihren Entschluß gefaßt, und eilte ihn auszuführen.

Mein Freund, sagte sie zu ihm, Sie müssen wieder glücklich werden.

Schon fühl' ich es, erwiedert Guido lebhaft.

Hören Sie mich aus, lieber Guido. Sie sind so edel, Ihr Herz ist so rein und

gut, Sie lieben die Natur und ihre stille, schuldlose Freuden. Die Menschen haben diese glückliche Anlagen nicht verwüsten können. Werden Sie den Menschen wieder gut. Wolwollen macht froh, und giebt reine, unerschöpfliche Seligkeit. Wie wär' ich sonst so glücklich? — Freundschaft und Wohlthätigkeit müssen Ihre treue Gefährtinnen werden.

An Lina's Hand! — Guido drückte bei diesen Worten ihre Hand zärtlich an seine Lippen.

Gern, gerne, mein Freund. Theilen Sie meine Sorgfalt für die Armen dieser Gegend. Sie sind reicher als ich, und werden also noch vielmehr Gutes thun können.

Aber Lina — was Lina giebt, ist schon darum unschätzbar.

Wollen Sie mir schmeicheln, Guido? Nein, Ihre Freundschaft ist zu edel, um sie zu entweihen. Der Kreis Ihrer Wolthatigkeit ist nun bestimmt; und die Freundschaft sollen Sie in meinem Herzen finden.

Liebe, theure Freundin!

Wir werden Unglückliche gemeinschaftlich auffuchen, ihnen gemeinschaftlich helfen. Mit dem offenen Zutrauen, welches der Freundschaft Wesen ausmacht, werden Sie mir, werd' ich Ihnen Rath und Bemerkungen mittheilen. Ich denke, das soll uns manchen schönen Augenblick, und zuletzt eine treue Heiterkeit fürs ganze Leben gewähren, und die Bande unserer Freundschaft immer enger zusammenziehen.

Guido's Entzücken überstieg jeden Ausdruck, aber es mahlte sich in Blick und Miene, und Lina mußte deutlich genug in seinem

Herzen lesen. Sie las, und was sie wahrnahm freute das ihrige. Die Liebe wand ihre sanften Bande um diese zwei gleichgesinnte Seelen, und näherte sie in holder Unbefangenheit.

Sie redeten nun ihren Plan ab. Guido sollte nach Renberg zurück, und dort aus seiner düstern Unthätigkeit zur rastlosen Sorgfalt für das Glück seiner Unterthanen erwachen. Sie brauchen nicht lange nach Gegenständen Ihrer Wohlthätigkeit zu suchen, sagte Lina. Diese Pflicht, und die Gelegenheit zu ihrer Erfüllung sind Ihnen angebohren. Sie haben einen würdigen Gehilfen an Ihrem Geistlichen — er gehörte mit zu jenen edlen Männern, von welchen der alte Waldow mit Guido gesprochen hatte — und wie stolz werd' ich sein, wenn ich höre, daß es auf

den Gütern meines Freundes keinen Unglücklichen mehr giebt.

Guido glühte von Freude und Liebe; aber er wollte noch einige Bedingungen machen. Die vorzüglichste war, heute noch nicht nach Renberg zu gehn, sondern bei ihr zu bleiben.

Lina war unerbittlich. — Man kann das Gute nur verschieben, wenn man es nicht ernstlich will; und soll ich das von meinem Freunde denken? Die Opfer, welche Sie ihm bringen, werden sich so schön belohnen, und überdies wird sie Ihnen die Freundschaft hoch in meinem Herzen anrechnen. Kommen Sie hieher, recht oft, täglich; aber immer wünsch' ich von Guido zum Grus eine gute Handlung zu hören, die er vollbracht hat. Wir sind uns so nah: Sie werfen sich auf Ihr Pferd, und kommen her-

über. Sie erzehlen mir: ich gebe Ihnen Rechenschaft von dem, was ich that, und dann genießen wir zusammen der reinen Zufriedenheit, welche nur Tugend und Freundschaft gewähren. So werden wir glücklich sein, glücklich bleiben.

Lina's Augen strahlten himmlisch schön, wie sie sprach, ihre Wangen glühten höher, und in den sanften Schmelz ihrer zart gebildeten Züge mischte sich ein lieblicher Ernst. Guido hätte sie anbeten mögen. Er sank vor ihr nieder, und drückte ihre Hand an sein Herz.

Hier, Lina, wohnen Treue und Liebe; Lina, ich gehorche, und nehme mein Glück aus Ihren Händen.

Sie giengen zum Vater. Guido nahm Abschied, riss sich mit Mühe von Lina's Hand los, auf der er mit einem langen,

innigen Kufs ruhte, und eilte zur Ausführung ihres Planes nach Renberg zurück. Er eilte, um bald zurückzukommen; doch nicht ohne sich oft mit der Fülle der Sehnsucht nach dem Hause umzusehn, welches seine Geliebte in sich schloß. Ihr Blick folgte ihm, und mancher Wink flog hin und wieder, bis sie der dichtere Wald seinem Aug entzog.

Er wurde mit großer Freude in Renberg empfangen, wo man ihn mit Kummer vermist hatte, ohne nur eine Spur zu seiner Entdeckung zu haben. Der Beamte war eben auf dem Schloß, und erstaunte über die Heiterkeit seines Herrn. So hatte er ihn seit seiner Zurückkunft von Reisen nicht gesehen.

Guido lies den Pfarrer zu sich bitten; Er kam, und theilte sogleich dem Amtmann die Bemerkung mit, welche dieser schon

vorher gemacht hatte. Guido bat nun beide, ihm alle Gelegenheit zu verschaffen, die sie konnten, um seine Unterthanen zu erleichtern, wo sie litten, sie im Unglück zu unterstützen, die Thräne des Dürftigen zu trocknen, den Jammer des Hilflosen zu stillen. Ich bin schon zu lange hier, sagte er, ohne hierinn so thätig zu sein, wie es mein Herz mir zur Pflicht macht. Nie war ich hart, aber Allmosengeben ist noch keine Wohlthätigkeit.

Die beide ehrlichen Männer freuten sich herzlich über den Auftrag. Wie der Beamte hinweg war, ersuchte Guido den Pfarrer, ihn auf einen Spaziergang durchs Dorf zu begleiten. Er wollte auch mit eignen Augen sehn, selbst geben, selbst trösten. Seit sich sein Herz der Liebe wiedergeöffnet hatte, empfand er das Bedürfnis, sich mit Liebe

allem um sich her zu nähern, und mit der Sehnsucht theilnehmender Empfindung alles, was gut war, in seine Seele zu saugen.

Sie giengen; und schon am andern Morgen fas Guido an Lina's Seite im kleinen Garten, und erzählte ihr, was er gesehen, was er gethan hatte. Ein kranker Greis war gepflegt, eine verschuldete Wittwe gerettet, ein verwaistest Kind vom Todbette der Mutter weg sorgfältigen Pfegeltern übergeben. Sanft an den Erzehlenden gelehnt, horchte ihm Lina mit stillem Entzücken zu, und er hieng an ihrem Aug, aus welchem belohnende Freude leuchtete.

Er frühstückte bei Waldow, und flog dann zurück nach Renberg. Kein Tag vergieng jezt, ohne dafs er Lina sprach, und von ihrer süßen Theilnehmung neue Belohnung und Stärke empfing. Die Zeit ver-

floss ihm, wie ein lieblicher Traum. Wenn er zurückfah auf die Vergangenheit, so erstaunte er über seine Umschaffung; aber wenn er dann wieder bei Lina war, so staunte er nicht mehr, und im Innersten seiner Seele rief es: Sie mein Schutzgeist! Sie meine Retterinn!

Einige Monathe waren verflossen, und schon hatte Gnido alle Vorschläge des Pfarrers, des Amtmanns, und seine darauf gebauten Plane ausgeführt. Immer waren seine Güter von diesen würdigen Leuten gut besorgt worden: um so schneller konnte er jetzt vollenden.

Er hatte eben die neue Schule feierlich in Besitz nehmen lassen; Freudenthränen weinend stand Alt und Jung um ihn herum, um den guten, geliebten Herrn; da fuhr sein Wagen vor, und er bat den Pfarrer, ihn

auf einer Spazierfarth zu begleiten. Sie hielten bei Waldow an.

Ich führe Sie zu keinen Unbekannten sagte Guido. Hell stand nun vor dem Geist des Pfarrers die Geschichte von Guido's glücklicher Verwandlung, wie er sein Verhältniß mit Lina sah. Sie verstand den dankbaren Handdruk des redlichen Mannes.

Es ist kein Unglücklicher mehr auf meinen Gütern, Lina! rief Guido, indem er mit Innigkeit ihre Hand faßte; wenigstens keiner mehr, dem ich helfen kann. Hier ist mein Zeuge, der Vertraute meiner Thätigkeit.

Braucht Guido einen andern Zeugen, als sein Herz, und meines? erwiederte sanft verweisend Lina.

Keinen! keinen! und keinen andern Richter! rief wieder der entzückte Guido, dem jetzt Lina einen reinen Kuss voll Seele und

Liebe auf die Lippen drückte. Es war der erste seit jenem, den sie dem Retter ihres Vaters gegeben hatte; aber köstlicher, als dieser allererste: denn jetzt kannten und liebten sie sich.

Und nun Guido, fuhr Lina fort, nun ist die Zeit, den Plan der Wohlthätigkeit weiter auszudehnen, da der Kreis der nächsten Pflichten erfüllt ist. Sind Sie jetzt glücklicher, Guido, als vormals?

Ob ich glücklich bin, Lina? Ja! ich bin es; das erstarrende Mißtrauen ist von mir gewichen, mein Herz hat sich wieder erhoben, geöffnet: die freundliche Theilnehmung ist wieder in dies sonst so unglückliche Herz eingelehrt, und Lina's Freundschaft streut Wonne und Segen auf mein Dasein. Ich bin namenlos, unaussprechlich glücklich.

Nun so bin auch ich es!

Noch einmal fanden sich ihre Seelen auf ihren Lippen: die höchste Seligkeit des Lebens umschwebte sie, und Reinheit und Liebe umarmten sich schweesterlich an ihrem Busen.

Und nun zum Vater! rief wieder Lina.

Guido kehrte mit seinem braven Pfarrer zurück, der jetzt zum Vertrauten seines Glücks durch Lina selbst eingeweiht war. Der redliche Geistliche konnte unterwegs mit dem Lobe des vortrefflichen Mädchens gar nicht enden, und Guido's Herz genoß eine große stille Freude — die Freude, das Lob des geliebten Gegenstands aus dem Mund eines tugendhaften Menschen zu hören.

Sie waren zu Hause. Diese Hand, sagte der Pfarrer, indem er Guido's Hand ergriff, in Lina's Hand zu legen, das wünsch' ich noch, und dann nichts mehr im Leben.

Er verschwand, und Guido flog in sein Zimmer, vor Lina's Bild, das über seinem geretteten Rosenstok hieng, und verlebte den frohsten Abend, den er ohne sie zubringen konnte, in den süßen Erinnerungen und den seligen Phantasien der Liebe.

Noch einige Monate verstrichen, und täglich überzeugte sich Lina mehr von Guido's Heilung, täglich sah sie mit stillem Wohlgefallen seine Liebe zunehmen, und fühlte eben das in ihrem Busen. Sie hieng mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens an dem edlen Mann, und freute sich ihrer Schöpfung, wie sich Engel freuen. Da sie eines Abends diesen Gefühlen innig sich hingebend, sie dem glücklichen Guido mit dem sanften Akzent der Liebe in seine lauschende Seele hinüberflüsterte, sank Guido zu ihren Füßen.

Ja, Lina, du bist mein Schutzgeist! ich habe dich zu meiner Rettung erhalten; von der Güte des Himmels, empfing ich dich Engel!

Sie weinte an seinem Busen die Thräne der Seligkeit, während ihr Guido die Geschichte des Waldes erzählte; wie er sie zum erstenmal sah, ihr Lied nach seinem Gebet den ersten Hauch des Friedens in seine gefoltete Seele fandte, und eine leise Ahnung von der Erfüllung des heißen Gebetes vor seinem Herzen vorüberschwebte.

Da lag er jetzt vor ihr auf den Knien; ihr Kopf ruhte an seiner Brust, sein Arm umschlang sie, den andern hob er zum Himmel empor.

O ewige Allmacht! ewige Güte! sieh das stille Frohlokken dieses feligen Herzens, sieh in ihm den Dank, den ich dir gelobte.

Sieh! du guter Vater aller Wesen, die wunde Augen sind getroknet, geglättet die Falten, frei athmet die Brust erfüllt vom Wonnegefühl. Du hast mir zu dem Herzen voll Liebe, welches die Verzweiflung folterte, diesen guten Engel gegeben. Er hat mich gerettet; er gab mir das Glück durch mein eigen Herz, schirmte es mit himmlischer Unschuld und Güte, erhob jede Ahndung, die einst diesen Busen schwoll, zur seligen Gewissheit.

O Vater! Vater! die Wonne des Wohltuns ist der Lohn deiner Schöpfung: o Vater, hier ist unser Opfer!

Des Lebens Schutzgeist ist die Liebe, flüsterte zärtlich Lina, und küsste die Thräne von seinem Aug, das in sanftem Entzücken vom hohen Himmel herabsank, und trunken und seiner Freudenthräne unbewusst, den innigen Blick an sie anschniegte. Unser

Opfer in unserm Glücke, das deine Güte in Liebe und durch Liebe gab! fuhr sie fort, und zog seinen Blick mit dem ihrigen wieder zum Himmel empor.

O Guido, laß uns immer glücklich sein! glücklich wie jetzt!

Wir werden es sein, rief er, wir werden uns immer lieben. Liebe und Tugend können nie aus dem schönen Bund scheiden, in dem du sie verknüpftest, meine o meine Lina!

In Guido's Herzen schlägt die Bürgschaft seiner ewigen Dauer —

Ja in dem Herzen, Lina, das du zum zweitenmal schufst. —

Der Mond stand über ihnen, und streute sein feierliches Licht über die schweigende Gegend: hell funkelten die Sternenheere am hohen Gewölbe des Himmels, und leise

schwebte der Athem der Liebe über die eingewiegte Schöpfung. Lina und Guido mischten die Thränen der Rührung Herz an Herz, und Herz an Herz ruhten sie sprachlos —

Ihr Leben wurde wie dieser Abend:

II.

A d e l i n d e.

Der Sturm braust, die Wellen gehn hoch,
wild treiben die Wolken am zerrissnen Him-
mel: arme Adelinde, heut kann dein Otto
nicht kommen. In acht Tagen fahst du ihn
nicht, und doch kann er heut wieder nicht
kommen.

Er kömmt — kömmt gewiss, liebe Mut-
ter. Er hat's gesagt.

Aber der Sturm — Konnte er das Un-
gewitter vorausfehn?

Er kömmt! Sein Herz versprachs; mein
Herz fühlt es. Er kömmt gewiss!

Und seine Gefahr — Fühlst du dabei
nichts, Adelinde?

O liebe Mutter! ob ichs fühle — liebe, beste Mutter, ängstige mich nicht. Ich kann nicht an die Gefahr denken, wenn ich an dein Wort denke.

Gutes Mädchen!

Liebe Mutter!

Adeline lag zärtlich am mütterlichen Busen, und innig drückte die Mutter das liebe Kind an ihr Herz. Sprachlos verstrichen den Glücklichen die feligen Momente des Gefühls.

Adeline! liebe Adeline! schallt es von außen.

Otto! mein Otto! antwortet es von innen. Mit glühender Wange fliegt Adeline vom Schoos der Mutter zur Thür dem Geliebten entgegen, und sanft lächelt die Mutter dem entzückten Mädchen nach.

O mein, mein Otto! du!

Meine, meine Adelinde!

Der Sturm — ach Otto, ich zittre für
dich!

Der Sturm! und dein Herz? O Ade-
linde! welcher Sturm reißt mich von dir?

Wol! wol! du hattest es ja gesagt!

Der Sturm braufte, die Wellen giengen
hoch, wild trieben die Wolken am zerriss-
nen Himmel; aber auf dem leisen Fittich
der Liebe getragen, verschwanden dem glük-
lichen Paar so schöne Stunden voll Wonne!
Ihr Himmel war die Liebe, und ihn dekten
keine Wolken.

Noch dreimal war Otto fröhlich zurück-
gekommen, und an neuer Seligkeit reich
geschieden, da kam am Tag, wo Adelinde
seiner wartete, ein Brief.

„Liebe, schrieb er, mein Vater ist da;
er eilt, er will mich mit sich nehmen.“

„dieser Tag ist nicht mein, aber die Nacht
 „ist es. Ich komm' um Mitternacht zu
 „eurer einsamen Wohnung: um Mitternacht
 „tragen mich freundliche Wellen an deine
 „liebe Insel.“

Schon nahte Mitternacht. Am heitern
 Himmel stand freundlich der Mond, und
 sein sanfter Strahl zitterte über die glatte
 Fläche des Sees: im Schimmer sah der Blick
 weit umher, und welcher Blick sieht schärfer,
 als jener der harrenden Liebe! Adelinde
 stand neben der Mutter im Fenster, und sah
 weit umher nach Otto: aber kein Kahn
 schnitt durch die glatte Fläche des Sees,
 kein Ruder plätscherte die Fläche in leichte
 Wellen.

Otto kommt nun nicht, sagte die Mutter.
 Er kommt, liebe Mutter, er hats ge-
 sagt!

Einsam rief die Burgglocke zwölf Uhr
über den See hin.

Er kann wol nicht kommen — Sein
Vater —

Er kömmt! er hats gesagt.

Adeline! schallts unten am Fuß des
Schlosses.

Otto! lieber Otto! antwortet es von oben.

Da fliegt sie hin, ihm entgegen, der sich
vom See ans Ufer schwingt.

Du Böser, ruft sie ihm scherzend ent-
gegen. Woher so verstoßen?

Der Kahn war nicht da — ich schwamm —

Waghals! und dein Leben!

Adeline! und mein Herz!

O du hattest es gesagt!

Ihre Seelen finden sich auf ihren Lippen,
denen Worte gebrechen.

Und Ihr Vater? unterbricht die Mutter sorgsam die beredte Stille.

Mein Vater sucht Geld! und ich habe ein Herz gefunden.

In Adelindens Aug zitterte die Thräne der reinsten Wollust: der Wollust, sich über alles geliebt zu fühlen.

Junger Mann! erhob sich die warnende Stimme der Mutter, und mit ihr der warnende Finger.

Meine Mutter! rief innig der Jüngling, indem er ihre Knie umfasste, und Stimme und Finger sanken vor dem zärtlichen Wallen des Mutterherzens. Adelinde kniete mit schwimmendem Aug neben ihrem Otto, und unwillkührlich schlangen sich um beide der Mutter Arme.

Meine Kinder! Mehr konnte sie in diesem Augenblick nicht sagen.

Dank! dank, dir Mutter! dir Himmel!
 stammelte Otto. Guter Gott, du hast es
 gehört! Sei du der einzige Zeuge unserer
 Verlobungsfeier! hier, vor deinem Angesicht
 schwör ich meiner Adelinde ewige Liebe
 und Treue!

Ich dir! setzte mit erstikter Stimme Ade-
 linde hinzu, und sank in die Umarmung
 des Geliebten.

Sie schieden den bangen Abschied längerer
 Trennung. Nicht mehr Wochen, sondern
 Monate sollten verfließen, ohne daß sie
 sich sehen.

Aber jedesmal den Tag, der uns sonst
 zusammenführte, hast du einen Brief von
 mir, sagte Otto. Und wenn etwas Drin-
 gendes vorfällt, kommt ein eilender Bote.
 Sechs Monate muß ich opfern: in dieser

Zeit gewinn' ich meinen Vater, oder meine Freiheit.

Thränen flossen, heiße Küsse wechselten, bitterfüsse Momente schwebten über die scheidende Liebe hin.

Und wenn er dich vergäse, sagte in der vierten Woche die Mutter zu Adelinden. Der Tag war verstrichen, an dem Otto schreiben sollte; aber kein Brief kam.

Mit thränenstillerem Aug sah Adelinde nach dem See aus.

Und wenn er dich vergäse!

Adelindens Busen hob sich schwerer, und die Thräne rollte langsam aus dem Aug die brennende Wange nieder.

Wie ist dir, Mädchen? fragte mit sanfter Stimme die Mutter.

Adelindens Aug strahlte wieder, und Lächeln verdrängte die Thränen.

Er mich vergessen! liebe Mutter! Otto seine Adelinde vergessen! hat er mir nicht Liebe und Treue gelobt?

Junge Männer sagen viel, und dem guten Herzen widersprechen Schwachheit des Willens und Drang der Umstände.

Er hats gesagt!

Und schon flog Adelindens Blick dem Kahn mit der wolbekannten Briefträgerinn entgegen.

Er hats gesagt! rief sie noch einmal mit dem vollen Entzücken der Liebe, und da ist sein Brief!

Fünf Monathe waren dahin; aber noch hatte Otto seinen Vater nicht gewonnen.

„Er liebt mich,“ schrieb er; „er will mich glücklich machen. Aber ach, er kennt nur eine Art des Glücks: ihm ist sie Reichthum. Er lächelt, wenn ich von Liebe spreche: aber er zürnt nicht. Alles weiß er, was

„du mir bist: stolz auf dein Herz, lehrt'
 „ich ihn mein frohes Eigenthum kennen.
 „Du bist mein Sohn, versetzte er: ich forge
 „als Vater. Zwingen werd' ich dich nicht;
 „aber du wirst auch mich nicht zwingen.
 „Soll ich einwilligen, so wähle nach meinem
 „Wunsch; bist du großjährig, so handle nach
 „dem deinen: dann bedarfst du meiner Ein-
 „willigung nicht. Adeline! rief ich. Er
 „lächelte und gieng. Mein Vater! setzte ich
 „hinzu. Er lächelte und verschwand.“

„O meine Adeline! in vier Wochen hab'
 „ich meinen Vater gewonnen, oder meine
 „Freiheit.“

Mütter sorgen, und über Adelindes Müt-
 ter erhoben sich die vorigen Zweifel.

Liebe Tochter, wenn ich dich unglücklich
 sehn müßte! Ach, mein Herz bräche —

Unglücklich, theure Mutter! mit ihm?

Mit ihm, ohne ihn! Wer kennt die Fäden des Schicksals, die sich oft so seltsam, so grausam verwickeln!

Auch ich kenne sie nicht; aber ich kenne Otto's Herz. Seine Bürgschaft schlägt hier. — Sie drückte die Hand der Mutter an ihren Busen.

Mit dieser Wärme des Gefühls, liebe Adelinde, mit dieser innigen Anhänglichkeit — ich bebe für dich.

Freue dich vielmehr für mich, liebe Mutter. Dieses Gefühl ist fein, fein ist diese Anhänglichkeit, ich bin fein — er, er ist mein; er hat es gesagt. —

Noch sprachen Otto's Briefe von keiner Aenderung des Vaters, aber viel von der bevorstehenden Aenderung seiner Lage, der seine Seele entgegen glühte. „Ich komme,“ schrieb er, und Adelinde zählte die Augenblicke.

Der Tag der Ankunft erschien, aber ach! Otto erschien nicht. Das Abendroth verschwand traurig auf das fröhlichste Morgenroth. Es war Nacht, und alle schöne Hoffnungen des Tags schienen mit der Sonne untergegangen zu sein. Die Mutter schwieg, um Adelinden nicht zu betrüben, aber ihr Aug, ihre Züge sprachen tiefe Bekümmerniß. Adelinde schwieg, und sah nach dem See, auf dem Dunkelheit ruhte: sie schwieg, aber ihr Busen arbeitete unter einer fremden Last, und Liebe und Sehnsucht hoben ihn gegen Ahndung und Schmerz; denn Zweifel an Otto kannte sie nicht.

Da kam er sonst her, sagte sie plötzlich, und im Moment stakte die Stimme vor der Ueberraschung ihres Herzens.

Und heute! entschlüpfte kläglich der Mutter.

Liebe Mutter! er hat es gesagt.

Sie schwiegen, und kummervoll schlichen zwei lange Tage dem bang frohen Tag der Erwartung nach.

Am drittem wekte sie ein eilender Bote; Adelindens Augen leuchtete Otto's Schrift entgegen.

Er hat es gesagt, liebe, liebe Mutter! rief sie. Da ist Nachricht von ihm.

Der Arme! Am bestimmten Tag war er abgereist; Sehnsucht beflügelte seine Reise, Unglück hemmte sie. Fürchterlich stürzte sein Pferd mit ihm; halbtodt trug man ihn ins Landhaus des reichen Armons. Armon waren weitläufige Verwandte seines Vaters, aber entfremdet durch mancherlei Zufälle. Jetzt verschwand das Andenken des vergangenen Zwists vor dem Unfall der Gegenwart. Armon, Mutter und Töchter nahmen den

verwundeten Jüngling liebevoll auf, und ihrer sorgfältigen Pflege dankte er schnelle Erholung, und sein Vater die gänzliche Ausföhrung mit seinem Verwandten. Alle Gefahr war vorüber; nur Ruhe und Geduld bedurfte der Jüngling zu seiner Genesung: und sein armes Herz mußte die Quaalen der Trennung tragen, um sich seiner Geliebten zu erhalten.

Adeline küßte den Brief, den sie schon mit ihren Thränen benezt hatte. O wie schwer fiel es dem liebenden, innigen Mädchen, die Pflege ihres Otto andern Händen zu überlassen! Denn bei der Pflege der ihrigen wäre auch ihr ganzes reiches Herz voll heißer Liebe gewesen, und sie fühlte, wieviel das zu des Geliebten Herstellung beitragen konnte.

Immer, und immer wieder las sie den Brief, und ihre zarte Seele bebte beim Schrekken des Unfalls, und segnete wonnevoll das Glück der Rettung. Ihr warmer Dank schwebte den edlen Armons entgegen: wie sehnlich wünschte sie ihm Ausdruck da, wohin er galt!

Auch die gute Mutter überlas den Brief mehrmal; und Adelindens selenvoller Blick hütete das Antlitz der Lesenden, um ihre Freude zu theilen.

Was faltest du die Stirne, liebe Mutter? sagte sie plötzlich.

Die Mutter antwortete nicht gleich, sondern schien in Nachdenken zu versinken.

Fragend blieb der Tochter Blick auf sie geheftet, aber sie bemerkte es nicht, und wurde immer nachdenkender.

Was ist dir doch, beste Mutter? unterbrach Adelinde die Stille, und hüpfte zu ihr hin, um sie mit einem Kuss aus ihrem Traume zu erwecken.

Kind, sagte endlich die Mutter — hast du auch den Brief recht gelesen?

O ich weis ihn auswendig, liebe Mutter. Willst du die Probe hören? Gieb nur Acht —

Dein Herz ist nichts als Liebe, und Liebe sieht und liebt, was sie wünscht —

O nein! Liebe sieht scharf, Mutter!

Ich muß lachen — Du hast gelesen, und auch alles verstanden?

Hat nicht mein Otto geschrieben? und ich sollt' ihn nicht verstehn?

Die Mutter schüttelte den Kopf, und las laut: „Wie herzlich sich die guten Leute „meiner annehmen! Da sitzt die Mutter an

„meinem Bett, und lauscht auf jeden
 „Athemzug, auf jeden noch nicht ausge-
 „sprochnen Wunsch; und die liebe Mäd-
 „chen erheitern mich mit frohem Scherz
 „und allen kleinen Unterhaltungen, deren
 „meine Lage fähig ist. Es sind dir treffli-
 „che Kinder, liebe Adelinde. Malchen ist so
 „sanft, und Hedwig so munter, daß man
 „undankbar sein müßte, in ihrer Gegenwart
 „zu klagen oder trübsinnig zu werden;
 „aber die reizende Emma übertrifft doch
 „beide Schwestern, und verdiente deine
 „Schwester zu sein, du Liebe. Sie ist die
 „Unschuld, die Innigkeit selbst — ich woll-
 „te, du sähest sie, und dann meinen Vater,
 „wie er in ihrer Gesellschaft beinah wieder
 „jung wird. Kennte ich ihn nicht ganz,
 „so fäh' ich in ihr meine künftige Stief-
 „mutter.“ —

Nun, was sagst du zu Schwester Emma, liebe Adelinde, fuhr die Mutter fort, indem sie das Blatt sinken lies.

Ich! versetzte sie lebhaft! ich sage, daß ich auch hier nur einen Wunsch mit meinem Otto habe. Ich wollte, sie wäre meine Schwester. Wolltest du's nicht auch, liebe Mutter?

Gutes Kind! Wenn Otto eine Stiefmutter ahndet, kann da nicht der Vater eine Schwiegertochter ahnden?

Ah! nun versteh ich dich. Aber Otto ist ja nun frei — er ist großjährig.

Wird das Herz je großjährig?

Wie du dich nun wieder quälst, liebe Mutter. Du kennst ja meinen Otto auch: er ist mein, ewig mein; er hat es gesagt.

Der Mensch kennt selten sein Herz selbst.
 Otto ist ein guter, edler Jüngling, ein trefflicher Jüngling —

Nun, Mutter? fiel Adelinde ein, und ihr schönes Aug strahlte Entzücken über das Lob des Geliebten.

Aber Otto ist Jüngling, Mann, Mensch. Wie viel Ursachen zur Veränderlichkeit! Und nun seine Lage! Von lebenswürdigen Mädchen den ganzen Tag umgeben, von der Mutter gepflegt, von seinem Vater belagert! Wie gefährlich wird dem Herzen der Eindruck der Schönheit, die am Krankenlager sorgfältig wacht, Linderung und Arznei reicht, und durch rührende Theilnehmung zu jeder sanftern Empfindung stimmt! —

Liebe Mutter! rief Adelinde betreten, und ihre Hände falteten sich unwillkührlich in ihrem Schoos.

Dabei sind sie verwandt, reich; der Vater will Reichthum, der Sohn ein Herz — beides findet sich hier zusammen.

Aber er hat ja schon sein Herz gefunden; Otto ist mein, er hat es gesagt! erwiderte Adeline lebhaft, und ihre erblasste Wange röthete sich wieder; ihr Aug strahlte wieder Heiterkeit und Freude.

Schon spricht er mit warmen Interesse von Emma, fuhr bedenklich die Mutter fort: wie leicht steigt das Interesse; die Blüthe der Gegenwart lächelt dem Bedürfnisse des Herzens, das Bild der Vergangenheit verbleicht —

Adeline wurde selbst bleich, und horchte, als hörte sie von weitem eine geliebte Stimme.

Er kann untreu werden, ohne es zu wollen, sagte endlich die Mutter: aber wirst du darum glücklicher sein?

Adeline schwieg noch einen Augenblick: dann füllten Thränen ihr schönes Aug, und ihr Busen schlug höher.

Nein! er ist mein, rief sie mit dem Ton der innigsten Rührung; er ist mein! er hat es gesagt. Sei nicht ängstlich, Mütterchen, lies nicht mehr, und glaube mit mir.

Hüpfend fiel sie der Mutter um den Hals, nahm ihr den Brief weg, küßte ihn, sagte: du bist von ihm, legte ihn auf ihr warmes Herz voll treuer Liebe.

Otto schrieb bald wieder, und schrieb fleißig. Adeline erhielt von seiner Hand das ganze Tagebuch seines jezzigen Lebens, und man sah, man fühlte es, daß die Hand nur schrieb, was das Herz eingab. Alles war so lauter, so wahr, daß auch nicht der kleinste Umstand fehlte, und selbst die eifersüchtigste Liebe sich beruhigen konnte. Ade-

linde weinte süße Thränen der süßesten Freude, las ruhig Emma's Lob, und fragte immer mit dem liebkoftenden Triumph liebender Unschuld: Nun, Mütterchen? — Er hat es gesagt, setzte sie dann immer hinzu, und ihre Silberstimme schmolz in die sanfte Wehmuth der tiefsten Rührung.

Otto hatte seine nahe Herstellung, seine nahe Abreise angekündigt. Aus jedem Wort seines Briefs sprachen heiße Liebe und Sehnsucht, und wie sehr fanden sie ihre Antwort in Adelindens Seele. Noch einen Brief der Bestätigung erwartete sie: dann konnte sie schon den Augenblick des Wiedersehens berechnen. Wer kennt nicht den Reichthum dieser Berechnung, die Wollust des Geizes für die Liebe!

Der Brief der Bestätigung kam nicht, und Adelinde war nur unruhig, weil sie Rückfall

in der Genesung ihres Geliebten fürchtete, und nun nicht mit Gewissheit zählen konnte. Die Erwartung eines solchen Augenblicks, dies Bewußtsein seiner Annäherung ist so reicher Genuß für ein Herz voll Liebe!

O wenn er übler wäre! wenn er krank wäre! seufzte die arme Adeline.

Die Mutter schwieg, aber in ihrem Gesicht las Adeline das Mitgefühl der Mutter.

Die Stunden schlichen; nichts glückte Adelinden, alle Lieblingsbeschäftigungen blieben liegen; sie ging traurig und ängstlich umher.

Wenn er nur nicht krank ist! seufzte sie wieder.

Oder untreu, dachte die Mutter.

Adeline blieb am Fenster stehn, und sah, wie sie oft, und seit einigen Tagen fast

beständig that, nach dem See aus. — Auf einmal hüpfte sie fröhlich zur Mutter zurück.

Liebe Mutter, rief sie; er darf nicht krank sein. Konnte nicht sein Brief verlohren gehn! Ja, der Brief ist verlohren.

Die Mutter lächelte, trotz ihrer innern Bekümmerniss. Wenn nur sein Herz nicht verlohren ist, und deine Ruhe, armes Mädchen! dachte sie.

Adeline stand noch immer vor ihr, die helle Augen auf sie geheftet, als wollte sie ihr die beruhigende Antwort abfragen.

Du sagst ja gar nichts, Mütterchen? sprach sie endlich.

Soll ich dich täuschen?

Konntest du das je, liebe Mutter?

So mußt du meine alten Besorgnisse hören —

Ach Mutter!

Ich kenne Welt und Männer besser, wie du, gutes Mädchen: ich verurtheile deinen Otto nicht — ich fürchte nur —

Und was?

Emma —

Schon wieder Emma, liebe Mutter —

Dacht' ich mir doch im Voraus, was ich nun höre —

Nein, liebe, beste Mutter, und wär' ich Erbin dieses Schlosses, darum würde mich mein Otto nicht mehr lieben, als jetzt, da ich die Tochter des Kastellans bin —

Die Mutter schwieg: Adelinde küßte Otto's Bild, und las seine Briefe.

Nein! rief sie oft unter dem Lesen, wer so fühlt und schreibt, der liebt ewig: wer so aussieht — sie küßte das Bild wieder — der kann, kann nicht betrügen. Er liebt mich, ist mein — er hat es gesagt, und es

ist die Wahrheit. — Nein, sei ruhig, liebe Mutter, wie ich.

Bist du's? fragte die Mutter lächelnd.

Ja, ich bins über sein Herz, nur nicht über Gesundheit und Brief.

Mitternacht ist da, und Adeline kann sich von der Beschäftigung nicht losreisen, die den Kummer der Gegenwart durch den vollen Wiedergenuß der Vergangenheit mildert. Ein Viertelstündchen nach dem andern erbittet sie von der Mutter, und erhält von ihrem Herzen, was der Wille ihr verweigern möchte.

Endlich schlägt die Schloßuhr Eins, und nun ist an keine Verlängerung mehr zu denken.

Komm, mein Kind, laß uns die Ruhe suchen —

o Gott! armer Otto, wenn du nur jetzt nicht leidest! der Gedanke, liebe Mutter, raubt mir Schlaf und Ruhe. — Wenn ich seine blasse Gestalt vor mir sehe — oder — o Himmel! weiter vermag ich dem schrecklichen Bild nicht zu folgen —

Sie hielt zitternd beide Hände vor die Augen —

Komm, Adelinde; laß die Schreckbilder —

Horch! horch, liebe Mutter! rief Adelinde. Ich hör' einen Kahn —

Sie sprang ans Fenster —

Ja es ist, es ist — Sie haben Licht bei sich. Otto, Otto! mein Otto! — Sie sprang außer sich dahin; überrascht und froh folgte ihr die Mutter.

Ach er ist es nicht, tönt von weitem Adelindens Stimme zu ihr her; aber es sind

Freunde von ihm, liebe Mutter, und also unsere Freunde. Nicht wahr?

Die Mutter trat den Fremden entgegen.

Es war ein ältlicher Mann mit einem reizenden Mädchen: der erste schien freundlich ernst; die andere gewann das Herz auf den ersten Blick.

Dürfen Otto's Freunde um gastfreie Aufnahme bitten? Wir glaubten ihn schon mit seiner Gattinn hier zu finden: aber Mutter und Schwester des Abwesenden werden uns darum nicht minder gütig aufnehmen.

Diese Rede des ältlichen Mannes verwirrte Adelindens Mutter durchaus, und nur ihre natürliche Gutmüthigkeit ersetzte den Mangel des Zusammenhangs in ihrer Antwort. Adelinde wechselte die Farbe, einen Augenblick chlug ihr Herz hörbar, und es überfiel sie wie Schwindel; aber schnell stärkte sie

das Vertrauen auf ihren Otto, und wie die Fremden vor ihnen her die Stiege hinaufgiengen, flüsterte sie der beängstigsten Mutter zu: Nichts als Irrthum, liebste Mutter. Halten sie mich doch gar für Otto's Schwester: daß Sie auch seine Mutter sind, ja das ist recht. Aber Otto, Otto ist treu, er ist mein; er hat es gesagt.

Wo doch Otto bleiben mag! sagte der Fremde, wie sie oben waren. Ich begreife nicht.

Die Blikke seiner Reisegefährtinn schienen bittend auf ihm zu ruhen: aber sie erwiderte ihm nichts.

Die Unruhe der Mutter war noch nicht verflogen; sie unterhielt ihre Gäste, indem sie heimlich über den sonderbaren Besuch, die sonderbare Reden nachdachte, und ohne Licht im Labirinth ihrer

Ideen zu finden, sich immer tiefer verwickelte.

Der Fremde schien das nicht wahrzunehmen: nur zuweilen blickte er lächelnd nach seiner Begleiterinn hinüber, deren schöne Augen immer die vorige Bitte wiederholten.

Das ganze Wesen dieses holden Mädchens war Bitte und Sanftheit: ein unnennbarer Zauber schwebte um sie her, und zog jedes Herz im Strahl ihrer Verklärung fort.

Adeline hieng bald ganz an ihr, sie an Adelinden. Nie hatten sich zwei schöne, gleichgeschaffne Seelen schneller erkannt: sie fanden sich, wie zwei Engel auf dieser Erde sich finden, und die Freundschaft, die sie im himmlischen Vaterlande verband, hier fortsetzen würden.

Otto war der Gegenstand ihres Gesprächs, und wenn schon Adeline der neuen Freun-

dinn nicht ausdrücklich sagte, daß sie ihn liebe, wie innig, wie einzig sie ihn liebe, so waren doch jedes Wort, jede Miene, jede Bewegung die Verräther ihres Geheimnisses. Aber es waren füße Verräther eines kaum selbst gekannten Geheimnisses; denn sie liebte, weil sie lieben mußte, und sagte es nicht, weil sie glaubte, man müsse es wissen; ihr ganzes Leben war Liebe, und Otto besaß Liebe und Leben.

Alles mußte die Fremde sehn; die Gegend des Sees, wo er immer herkam, den Ort am Ufer wo er landete, die Stelle, wo der kühne Schwimmer ans Gestad sprang, jeder Platz wo er stand, und ruhte, alles, alles, was innige Liebe zu heiligen Denkmalen für Adelindens Herz erhoben hatte. Entzückt hing Adelinde am theilnehmenden Blick

der schönen Fremden, und wie sie Thränen im freundlichen, seelenvollen Aug entdeckte, fiel sie ihr um den Hals, und küßte sie hinweg.

Die Fremde wandte sich innig gerührt nach dem ältlichen Mann, der sich selbst die Augen bedekte, und ihr sanft ablehnend winkte. Adelinde bemerkte nichts: aber da ihre Freundinn hin zu ihrem Reisegefährten gieng, und ihn mit schuldloser Innigkeit bei der Hand nahm, da gieng sie, die Fremde sanft umschlingend, auch zu ihm; sie nahm seine Rührung wahr, und faßte liebkosend seine andere Hand.

Guter Mann, sagte sie mit dem unwiderstehlichen Ton der tiefsten Empfindung. Wenn doch Otto hier wäre! O was er macht! wie es ihm geht!

Der Fremde hielt sich mit Mühe zurück;
seine Begleiterinn lehnte sich sanft an Ade-
linden.

Sie sagen nichts, lieber Mann! gar nichts.
Wissen Sie denn gar nichts für die arme
Adelinde?

Eine längere Pause.

Seine Gattinn! fiel Adelinde lebhaft ein.
Sie sprachen von seiner Gattinn! hier, hier
wollten Sie ihn mit ihr finden!

Ich werd' es, sagte der Fremde tief
bewegt.

Otto ist mir treu, ist mein: er hat es
gesagt, und mein Herz zweifelt nicht an
Otto.

Die Fremde wollte sprechen; ihr Be-
gleiter hielt sie zurück: nicht gern gab sie
nach.

Adeline hieng aufmerksam und zärtlich an dem nassen Auge des Fremden: die Mutter gieng ab und zu, mit Beobachten und mit Anstalten für ihre Gäste abwechselnd beschäftigt.

Guter, guter Mann! rief Adeline innig und in Thränen zerfließend — O wäre Otto's, meines Otto Vater so hier!

Er ist da — ich bins! bin dein Vater, ruft laut der Fremde, dessen Herz überströmte, und drückt die Sinkende an sich.

Wie Adeline ihr Bewußtsein wieder sammelt, und sich vom Busen des Vaters erhebt, sieht sie ihre Freundin, die mit dem Entzücken eines Engels an dem rührenden Schauspiel hängt.

Und du bist Emma! ruft sie.

Sie sagts, und Herz an Herz, Arm in Arm verschränkt, vereinigt ein langer Kufs die holde Wesen.

Emma lehrte mich Liebe; sei glücklich Adelinde, wie ich, sagt der Vater, und umfaßt die vereinigte Gattinn und Tochter.

Adelinde! rufts unten.

Otto, mein Otto! — Er ifts, er hats gesagt!

In den Armen der Geliebten staunt Otto dem Anblick des Vaters entgegen.

Ein Vorsprung von einem halben Tage, ruft dieser, und hier dein Brief! hier deine Gattinn! Verzeihst du um dieser willen das Ausbleiben des ersten? Verzeihst du Adelinde?

Guter Vater, stammelt Otto in seiner Umarmung.

Ob ich verzeihe! sagt die glückliche Adeline: hier an deiner Seite, mein Otto! O ich kannte dein Herz; es war mein — du hattest es gesagt!

Selig lächeln Emma und die Mutter dem wonnevollen Moment.

III.

Die Siegel.

III

Die Siegel

Falkner und der alte Boding fassen traulich
kosend beisammen, und schwazten lang von
der Vergangenheit, die so gern dem Alter
nachlächelt, und gegen dieses freundliche Lächeln
Blik und Seufzer der Sehnsucht von
ihm eintauscht. Endlich wandten sie sich
auch zu der Zukunft.

Und was soll aus deinem Sohn werden,
Herr Bruder? fragte der Amtmann Falkner.

Der alte Boding schwieg einen Augenblick,
und wandte sein helles Aug nach dem Fragenden.

Du scheinst über die Antwort auf eine
Frage verlegen, welche du dir schon lang

selbst aufwerfen mußt, fuhr der Amtmann mit einem geheimen, triumphirenden Lächeln fort.

Weil sie mich wundert.

Sie wundert dich, Herr Bruder?

Ja, Herr Bruder, besonders aus deinem Munde.

Nun, so ist jetzt die Reihe des Wunders an mir, sagte der Amtmann, indem er sich im Sessel zurücklehnte, und die Hände über seinem dicken Bauch faltete.

Ich dachte, wir sollten uns kennen, Herr Bruder, nahm Boding ruhig das Wort, und dann wäre ja Frage und Antwort entbehrlich.

Kennen? — Ja gewiss, das thun wir; aber ehrlicher alter Freund, darum versteh ich dich doch nicht immer. Sieh, du bist ein braver, rechtschaffner Mann, ein wahrer Ehrenmann bist du. Dein Sinn ist so hell

und rein, wie das Wasser unten im Strom, worinn sich die Pappeln um deinen Garten spiegeln: dein Aug, das auch im hohen Alter noch nicht matt sein wird, blickt dankbar und fröhlich zur guten Sonne hinauf, und wenn du noch so viele Falten von den zunehmenden Jahren bekämeſt, ſo würde doch aus jeder Zufriedenheit hervorchauen.

Du mahlſt mich ja ſo ſchmeichelhaft, wie ein Porträtmahler von Profeſſion —

Gedult! ich habe die Farben noch in der Hand. — Ja, guter Herr Bruder, du biſt ein Mann, wie alle fein ſollten, um ſelbſt nach dem groſſen Stufenjahr noch lebenswerth zu bleiben; ich habe dich auch für mein Leben lieb; nur eins — — eins in der ganzen Welt ſollteſt du aufgeben —

Und das wäre?

Wenn du's nur mit der verwünschten Philosophie lassen wolltest, fuhr der Amtmann heftiger fort, und riss die Hände vom dicken Bauch hinweg. Sag mir nur, um des Himmels willen, wozu das Zeug! Es stopft dir den Kopf, verdirbt dir den Magen, kostet dich Geld, und ruinirt dir auch noch deinen Sohn.

Unglücksprophet! was meinst du? fragte Boding heiter lächelnd.

Ich kann die Puscherei an unsers Herrgotts Werken einmal nicht leiden. Du sagst immer, du hieltest es mit der Natur: aber ich, ich thu' es. Deine Natur ist mir ein sonderbares Ding. Der Mensch soll leben, sich Gutes erweisen, andern Wol soviel er kann, sein Amt suchen, das liebe Geld in Ehren halten, eine hübsche Parthie thun, und seine Kinder gut versorgen — das, das ist die wahre Natur.

Hm! hm! lächelte Boding für sich hin.

Aber du, was treibst du? Da hast du ein Wesen mit deiner edlen, moralischen Natur; entbehrst, wo du genießen könntest; hast nie ein Amt gewollt, und könntest jetzt Geheimerrath sein; wirfst das Geld Hände voll hinweg, und opferst dich für andere auf; — und mit deinem Sohn vollends —

Nun? mit meinem Sohn? da kämen wir ja auf die erste Frage zurück.

Den läßt du nur so laufen: er schwärmt mit seiner veredelten Natur, hat immer so viel mit seinem Herzen zu schaffen; das kocht und gährt beständig in dem jungen Menschen, und er weiß selbst nicht, wohin aus. Was soll das am Ende werden?

Ein glücklicher Mensch, hoff' ich.

Ein glücklicher Mensch! Herrmann, ein glücklicher Mensch! Ich bitte dich, Herr

Bruder. Ja — wenn du ihm noch mein Fikchen zur Frau gäbest —

Wenn er sie will, herzlich gern.

Aber der empfindsame Hasenfus will sie ja nicht —

Lieber Bruder, erwiederte Boding mit freundlichem Ernst, erinnere dich an das, was ich dir schon vor zehn Jahren sagte. Herrmanns Glück interessirt dich auch schon ohne diese Verbindung, denn er ist der Sohn deiner guten Schwester. Hättens die jungen Leute herzlich mit einander, so sollte michs wahrlich freuen, ihre Hand dem Herzen folgen zu lassen. Aber das ist nicht, und — ich sagte dirs schon vor zehn Jahren — wird nicht sein.

Aber warum nicht! Ist mein Fikchen nicht ein braves, schmukkes Mädchen?

Deine Tochter ist ein gutes Kind, aber Herrmanns Seele kann sie nicht ausfüllen. Sie wird eine treffliche Wirthinn abgeben, und ihrem Haushalt sehr gut vorstehn; aber nie wird ihr Herz dem innigen Herzen Herrmanns genügen. Sie wird ihren Mann lieben, ihn in Ehren halten, Sonntags mit ihm zur Kirche gehn, gesunde Kinder gut und christlich erziehen; aber nie wird sich Herrmanns Geist in dem ihrigen finden, und mit stillem Entzücken den feineren Strahl des weiblichen Sinnes aus ihrer Seele in die feinige saugen —; nie wird sie die Freundin, die Vertraute, die Geliebte Herrmanns sein, nie die glückliche und beglückkende Inhaberin seiner Seele werden können: — und ohne diese innige Mittheilung, ohne diese unwillkührliche, unauflöslliche Verwebung der Seelen, gute Nacht Glück der Liebe,

der Ehe, für Seelen wie Herrmanns Seele!

Aber ich bitte dich, Herr Bruder, was hat denn dein Herrmann für eine besondere Art von Seele?

Wirst du mich verstehn, lieber Bruder? Eine Seele, die nach verwandter Vollkommenheit ringt; ohne sie nur entbehren; und andere beglückend in dem Mangel ihres höchsten Bedürfnisses nur trauern, aber nie die Menschen hassen kann: eine Seele, die im Genuß befriedigter Sympathie, den Himmel aus ihrem Innern auf alles um sich her überträgt; die alles mit Wolwollen, und das verwandte, ihr zusagende Herz mit inniger, unwandelbarer Liebe umfaßt: kurz, eine Seele, zur Liebe, zum höchsten Glücke, zum tiefsten Kummer geschaffen: preisgegeben dem Angriff missverstehender, empfäng-

lich für die beseligende Theilnehmung erwiedernder Menschen. Verstehst du mich?

Nicht so ganz, sagte der Amtmann, und rieb sich die Augen. Du alter Freund, sprichst noch so warm von Liebe und immer Liebe ums dritte Wort.

Höre guter Schwager, fiel ihm Boding sanft ein. Wir sind beide zu alt, uns zu bekehren: bleibe jeder bei seiner Weise, ohne zu streiten. Fikchen wird dir Freude machen, und mir mit; Herrmann mir, und auch dir zugleich. Nur laß auch von ihnen jeden seinen Weg gehn, denn wahrlich, ihre Strassen liegen weit auseinander.

Nun ja doch — in Gottes Namen, murrte der Amtmann, und rollte sich in den Garten. Ein sonderbarer Mensch, mein Schwager, fuhr er für sich fort, mit seiner Liebe und Simpathie. — Ein gutes Herz, brav alte

Thaler, und eine Stelle, die ihren Mann nährt, das ist meine Sympathie. Das andere ist alles kahl wie die Hand; neumodisches Büchergeschwätz, und weiter nichts, mag er auch sagen, was er will.

Aber Boding wufste wol, was er sagte, denn er kannte sich, seinen Sohn und die Welt. Er hatte vielleicht mehr gelitten, wie tausend andere, aber er war Herr seiner Leiden, und seiner selbst geworden. Dieser grofse Gewinnst aus dem Glückshafen des Menschenlebens gewährte ihm Blumen auf allen feinen Wegen, und er genoß dankbar ihren süßen Duft. Er war Herr seiner Leiden, und seiner selbst geworden durch die reine Liebe, die in seinem Herzen lebte, sich wolwollend an alles Gute, Schöne und Grofse anschniegte, und beglückend nichts forderte, weil immer Liebe wieder Liebe

finder. Seine Weisheit war Liebe, Liebe war seine Stärke.

Er kannte alle künstlichen Bedürfnisse, um ihrer entbehren zu können, und nur ein wahres in der Liebe, um darinn sein höchstes Glück zu finden. Er ruhte jetzt unter dem Schutze einst bitterer Erfahrungen, die seine Kräfte geweckt, und seine Thätigkeit zum schönsten Genuße veredelt hatten. Boding war nicht immer so alt gewesen, wie jetzt, aber lange schon glücklich. Losgerissen von den Fesseln der Verkünstlung war er eben zur rechten Zeit an den Busen der Natur zurückgekehrt, um das ächte Glück in den seinigen aufzunehmen. Nun setzte der Alternde das Leben des rüstigen Mannes fort: er suchte die selbst errungenen Früchte der Weisheit dem hoffnungsvollen Jüngling zu erhalten, der seine innigste Empfindungen

auf sich vereinigte; der seine ganze Stimmung mit allem seinem Feuer geerbt hatte, und nun auch seine Erfahrungen und sein Glück erben sollte, ohne sie so theuer zu erkaufen wie er.

Boding erzog in seinem Herrmann einen trefflichen Menschen. Gut und edel war er: die Natur hatte viel für ihn gethan, und ihn mit allen Gaben beschenkt, womit sie ihre Linlingskinder, oft zum Gegenstand des Hasses für minder gute Geschwister, auszeichnet.

Vorzüglich gab Herrmanns Herz dem liebenden Vater viel Hoffnungen und nicht weniger Furcht. Mit dem reizbarsten Gefühl, der hingebendsten Zärtlichkeit, dem höchsten Feuer verband sich glühende Sehnucht nach Liebe. Diesem Herzen konnte der Himmel auf Erden zu Theil werden;

aber dicht an diesen Himmel grenzte die Hölle ohne Erlösung.

Die einfache Erziehung auf dem friedlichen Lande hatte jede Gefahr niederer Ausartung von dem edlen Jüngling entfernt, und in seinem reinen Busen jene Unbefangenheit ausgebildet, die nur mit der Schuldlosigkeit Hand in Hand gehn kann. Aber in der ruhigen Einsamkeit, umgeben von der unentstellten Fülle der schönen Schöpfung, gewann die Empfänglichkeit seines Herzens täglich an Umfang und Innigkeit; und schwelgerisch schloß sich eben so reich, als hold eine warme Phantasie an dieselbe an. Zwar belehrten Geschichte und Nachdenken, vor allem der sanfte Unterricht des erfahrenen Vaters den hellen Geist des Jünglings, und zeigten ihm die ächte Straße des Glücks, auf der sein Herz ihn treu zu leiten ver-

sprach. Doch fehlte ihm noch das Etwas, was jeden Menschen vollendet, wenn es ihn nicht zu Grunde richtet — eigne Erfahrung.

Diese missliche Schule mußte nun angetreten werden. Boding fühlte in seiner eignen Brust, das Einzige, was Herrmanns Glück schaffen könne, sei Liebe, aber die Liebe, wie sie im Herzen der edelsten Menschen wohnt, und in der großen Welt selten gekannt ist. Er sah die Gefahren der Täuschung, des Mißmuths, des Grams für seinen theuern Sohn voraus: allein die Gefahren mußten bestanden werden, wenn er den Lohn seines Lebens finden wollte. Das Gold mußte sich läutern, um dauerhaft veredelt zu sein.

Der Aintmann war hinweg, und Boding suchte seinen Herrmann auf. Er fand ihn mahlend. Die schönste Landschaft blühte

unter seinem Pinsel; lebendige Natur athmete aus dem Gemälde, und die Harmonie einer schönen Seele ordnete die Harmonie dieser reizenden Gegend.

Boding öffnete schweigend das Portefeuille welches zur Seite lag. Auch hier fand er mahlerische Gruppen von Bäumen, hinreißende Ausichten, kleine Thäler, ganze Gegenden, ausgeführt und in Skizzen. Boding blätterte nachdenkend, Herrmann mahlte in sich selbst verlohren.

Nichts als Landschaften, mein Sohn? fragte endlich der erste.

Wie schön bildet sich der Natur nach, lieber Vater!

Aber es giebt auch eine belebte Natur, Herrmann!

Ist nicht die ganze Natur ein Leben? Aus ihr saugen es Herz und Geist.

Und der Mensch! Warum versuchst du nicht, auch sein Bild der Natur nachzuahmen?

Das mahlt mein Herz, aber ohne sichtbare Farben —

Und nie anders? fragte der lächelnde Vater.

Eine flüchtige Röthe überzog Herrmanns Gesicht.

Auch anders, guter, lieber Vater, sagte er — auch anders mahlte ich es: aber ich erreichte mein Urbild nicht, und so dachte ich, es wäre am besten hier —

Er legte die Hand auf das Herz, und faßte liebevoll das freundlich forschende Vateraug mit dem feinigen auf.

Boding schien sinnend einer alten Erinnerung zu folgen. — Gewiss, sagte er langsam während dem Nachsinnen: gut

ist es da; nur lieber Herrmann, mahl' es nicht zu glühend aus. Wer weiß, ob du findest —

Ich es ausmahlen! Aber es ist das Urbild, mein Vater, da kann ich nichts zu-
setzen: ich mahle nicht, ich künstle nicht daran; ich hab' es nur.

Herrmanns Seele lag in der Antwort.

Der Vater reichte ihm die Hand, die Herrmann innig und warm an seine Brust drückte.

Edler Jüngling, fuhr der erste mit nassem Aug fort: du verdienst glücklich zu sein. Ich verstehe, was du mir sagst ohne Worte zu finden. Wenn nur die Erfahrung nichts an dem holden Bild verwischt —

Ich denke, sie wird ihm zur Folie dienen; sie würde es noch lebendiger machen, wenn das möglich wäre.

O möchte sie! rief Boding, indem er ihn umarmte. Denn du mußt sie nun aufsuchen, du mußt mit der Welt um sie ringen, Herrmann! du mußt nun den Menschen studieren, um ihn treu in deinem Geiſt abzuſchildern. Laß immer, wie jezt die Liebe deine Hand führen; aber die Liebe ſucht mit der Vollkommenheit auch Wahrheit. Wir müſſen uns jezt trennen, mein Sohn. Die Zeit fordert Thätigkeit von dir. Geh, lerne die Welt kennen, erhalte dein reines, großes Herz, und bring mir eine Tochter, die deiner werth iſt. Du wirſt glücklich ſein durch dein Herz; aber wenn du das höchſte Gut des Lebens nicht finden ſollteſt, ſo bewahre dir Tugend und Wohlwollen gegen die Menſchen.

Eh ſie ſchieden, bei der lezten thränenvollen Umarmung, ſagte der Vater dem trau-

ernden Sohn noch: Du kennst den Zweck deiner Reise, lieber Herrmann. Er heisst Menschenkenntniß und Glück für die Sehnsucht deines Herzens. Wenn du dieses wirklich gefunden hast, wenn du selig und wonnevoll die Zukunft in dem Gehalt der Gegenwart eingeschlossen empfindest, und deine Seele sich ganz befriedigt glaubt, dann mein Sohn, aber dann erst, und nicht eher, öffne dieses versiegelte Kästchen, das ich dir hier gebe. Und bleiben dann Gefühl und Ueberzeugung unerschüttert, rein, fest, so hat dein Genius gewählt, und deine Wahl ist schon von mir bestätigt. Versprich mir das, und lebe wol!

Herrmann versprach, und hieng am Hals des besten Vaters. Nur mit Gewalt rissen sie sich aus der letzten Umarmung los. Herrmann reisste, und Boding blieb auf dem

ruhigen Landfiz zurück, wo ihn der Amtmann oft genug fragte: Und was soll nun aus deinem Sohn werden, Herr Bruder?

Herrmann hatte jetzt sein liebes Schönthal im Rücken, und eine unbestimmte, aber so wichtige Zukunft vor sich. Zu dem Kummer, womit ihn die Trennung von dem geliebten Vater erfüllte, gesellte sich der verdoppelte Drang seiner innern Sehnsucht nach dem unbekannten Gut. Gefühle und Ideen kreuzten sich in Herz und Kopf; und lösten sich zuletzt in der sanften Wehmuth auf, die sich so gern über fein und feurig fühlenden Seelen niederläßt.

Alle Bilder, alle Entschlüsse der Vorzeit erwachsen wieder in der seinigen: er umfaßt sie mit der Innigkeit, die seinem Herzen Bedürfnis ist. In süsse Träumereien versunken schwebt er auf den ätherischen

Flügeln der reinsten Phantasie dahin, und genießt vereint mit den frohen Ahnungen der Zukunft die einzelnen Genüsse der Vergangenheit auf einmal. Dieser Zustand beschäftigt alle seine Kräfte im Innern: unbewußt dessen, was um ihn vorgeht, findet er immer nur die treue Gefährtinn seines ganzen Lebens, die Zwillingschwester seines Selbst, in der reizenden Gestalt des Ideals wieder, das Herz, Geist und Phantasie in stiller Eintracht von früher Jugend auf in seiner Seele gepflegt haben.

Wie liebte er es nicht, dieses Ideal! wie heiß und wie lang schon und wie treu hingen nicht Herz und Geist und alle guten Gefühle, alle edle Gedanken dieser schönen Seele daran! Dies war das Urbild, das er mahlen, aber nicht erreichen konnte, und für welches er die Erfahrung nicht fürchtete,

die der sorgsame Vater scheute, indem er sie suchte.

So verschwanden die Tage der Reise nur zu schnell, und bald leuchteten ihm die Thürme von Feldau entgegen. In dieser reichen Provinzialstadt sollte er einen alten Freund seines Vaters besuchen.

Halt still! halt still! rief kurz vor dem Thor eine bekannte Stimme. Herrmann sah nach dem Rufenden, und Heinrich, der erste Gespieler seiner Kindheit, der Gefährte seiner aufblühenden Jugend, eilte mit offenen Armen ihm zu.

Heinrich war des Amtmann Falkners Sohn, und schon seit einigen Jahren in dieser Stadt angestellt.

Willkommen, mein Bester, rief er, wie er Herrmann umarmte, der froh über das unvermuthete Wiederfinden aus dem Wagen ge-

sprungen war. Wie schön, daß du hieher kömmt; wir lassen dich so bald nicht fort: es wird dir schon hier gefallen.

Heinrich! Kaum hätt' ich dich kennen sollen, versetzte Herrmann. Wie siehst du aus! Wie ich aussehe! Warum? was frappirt dich an mir?

Viel, sehr viel frappirt mich.

Findest du meinen Anzug nicht elegant, nicht schön?

Ich bitte dich, Heinrich! Wer kann den Jugendgefährten wiedersehn, und zuerst an seine Kleider denken! Ich habe den vorigen Heinrich nicht ganz, o lange nicht ganz wieder gefunden.

Und was fehlt mir denn, kleiner Grillenfänger?

Wo ist dein helles Aug hingekommen, das sonst Freude und Wolbehagen strahlte?

wo ist deine frische Farbe, wo sind deine rothe Wangen geblieben? Hast du gelitten, Kummer gehabt?

Nicht den mindesten, lieber Herrmann; ich bin sehr wol, und war nie aufgeräumter; aber das, was du an mir vermissest, ist nichts als das ländliche Kolorit, welches man mit der ihm zugehörigen Unbeholfenheit leicht und bald bei uns ablegt. Es wird dir auch so gehn.

Das gewiss nicht! erwiederte Herrmann ernst und rasch. Das Kolorit der Natur soll und kann mir nichts abnehmen, als wahres Leiden, und dann sind auch Blässe und Falten wieder ihr Kolorit.

Geh mit deinen Klostergedanken! Wo steigst du ab?

Bei Kaufmann Melling.

Ha! trefflich! der alte Freund deines Vaters, und der meinige. Ein ganz charmantes Haus: ich bin täglich da, bin wie ein Sohn vom Haus. Komm, laß uns zusammen in deinen Wagen steigen, und hinfahren: ich will dich aufführen.

Herrmann schüttelte den Kopf über Freund Heinrich, und stieg mit ihm ein. Bald hielt der Wagen an einem prächtigen Hause, und Melling, ein vertrauter Freund des alten Boding, stürzte mit freudiger Eile dem Sohn seines Freunds entgegen.

Die erste Bewillkommungen waren vorbei; man führt den dankbaren Herrmann in den Saal, wo eine zahlreiche Gesellschaft seiner mit Ungeduld erwarteten Ankunft harret.

Herrmann hatte noch nie in der großen Welt gelebt; jetzt that er den ersten Schritt

in dies bunt glänzende Gewühl: aber er trug in seinem reinen Busen die Quelle des Schiklichen, und sein edler Geist konnte ihn bei diesem Schritt nicht anders als edel leiten. Seine Erscheinung erhielt den allgemeinen Beifall, laut und still, nachdem die Menschen waren, die hier versammelt dem ersten Eindruck entgegen sahen, welcher die Neigungen der edelsten Menschen so wie das Urtheil des großen Haufens so oft entscheidet. Seine schöne Gestalt, sein hoher und doch gefälliger Anstand, sein edles und doch verbindliches Wesen, erwarben ihm gute Meinung, Achtung, und hie und da den Keim zu reichern Gefühlen und günstigern Planen.

Melling führte seinen Gast, Heinrich seinen Freund allenthalben auf. Jenem las man das lauterste Wohlwollen gegen den liebens-

würdigen Jüngling, und volle Freude über seinen Besiz von der Stirne; und diesem den geheimen Stolz auf die Vorzüge eines Freundes, gegen den er das Verhältniß einer gutmüthig beschützenden Superiorität behaupten zu wollen schien. Herrmann fühlte dankbar das Vergnügen seines Wirthes, und lies Heinrichs Eitelkeit unbemerkt.

Der gute Sohn der Natur wurde nun an einen Spieltisch gefesselt. Seine Gesellschaft bestand aus einer ältlichen Frau, die still in sich gekehrt schien, aus einer jungen glänzenden Dame, und einem jungen Mann, in dessen Augen er eben nicht viel Wohlgefallen an seiner Erscheinung las.

Herrmann erfüllte die Pflicht gesellschaftlicher Unterhaltung; aber sein Herz sehnte sich hinweg in den freien Saal der Natur, und zu den Szenen ihrer nie alternden

Pracht. Alles um ihn athmete Reichthum, Aufwand und ausgesuchten Genuß: aber man jagte dem Genuße zu lärmend nach, und wand sich so ängstlich, um ihn zu haſchen, daß Herrmann den ſtillen Frieden ſeines Schönthals doppelt vermißte.

Die ältliche Frau ſprach wenig mehr, als zum Spiel gehörte, — die junge lud Herrmann zum Geſpräch ein, und zeichnete jedes Wort, das er ſagte, mit ſo viel gefälliger Aufmerkſamkeit, mit ſo viel zuvorkommender Theilnehmung aus, daß es nur ſeine Schuld war, wenn er nicht die reiche Erndte erhielt, die ihm dieſe ſchöne Blüthen verſprachen. Im Blick des feinen Herrn drohte überdem dieſer Erndte ein großes Gewitter: ſchon ſpielten Perſiflage und alle kleine Vorboten des höflich verbiffenen Unwillens wetterleuchtend um dies Gewölk. Aber es ver-

zog sich, wie die Dame mit in den Ton stimmte, weil Herrmann nicht in den ihrigen einfiel.

Er hieng jetzt unaufhaltsam den süßen Regungen seines Innern nach: von diesen guten Engeln umschwebt, wurde er leblos für das kleinfügige Geräusch um ihn her, und wie aus einem Traum fuhr er auf, da Heinrich im Vorüberfliegen an seinem Tisch mit einer Miene, die schelmisch fein sollte, ihm zuflüsterte: Glück zu, lieber Fremdling.

Das Spiel war geendigt; man gieng zu Tische. Seine jüngere Spielgefährtinn blieb auch hier seine Nachbarinn; auf der andern Seite saß die jüngste Tochter vom Hause.

Herrmann war höflich; aber bald interessirte ihn das Gespräch mit Betti Melling mehr. Sie verrieth viel Geist, viel Wiz, viel Bildung, und ihre Physiognomie zog durch

den Ausdruck dieser Eigenschaften an, ohne gefällig oder schön zu sein. Die Zeit verstrich ihm schnell, und er dankte dem Zufall, daß er ihm diese Nachbarschaft gegeben hatte.

Ich habe mit dir zu reden, sagte Heinrich, und gieng mit ihm nach der Wohnung, die Herrmann in Mellings Hause nahm.

Besten Herrmann, fuhr er da fort, wie sehr stehst du dir im Lichte! Es ist Pflicht der Freundschaft, heilige Pflicht, dich zu warnen, dich aufmerksam zu machen —

Nun, so erfülle sie, versetzte Hermann trocken.

Halt du mich vorhin wirklich nicht verstanden, wie ich dir das Wort beim Spiel sagte?

War es denn besonders zu verstehn?

O mein Freund, du machst mich ungeduldig: du hast auch gar zu viel ländliches Kolorit! Wo waren denn deine Augen?

Auf den Karten.

Gewiss, sonst hättest du schlechter gespielt, und mehr gesehen —

Ueber mein gutes Spiel verdien' ich keine Vorwürfe; denn es war herzlich schlecht —

Also wahrscheinlich einmal wieder geschwärmt! Ich bitte dich um alles in der Welt, Herrmann, gieb das auf, und sieh um dich her, glücklicher Mensch! Wie! kaum bist du einige Stunden hier, und schon gehn dir Sachen auf, woran wir andern Jahre studiren, und nun über deine Zwischenkunft uns die Haare ausreißen möchten!

Ha! ich verstehe! — Aber dein Blick in den Spiegel sagt mir deutlich, daß du dich

nicht mit zu dem Haufen der Verzweifelnden rechnest.

Um so unpartheiischer kann ich dir rathen. Hör' also. Die junge Dame, mit der du heute spieltest, ist die sehr, sehr reiche Wittwe des Kaufmann Rottner. Wie gefällt sie dir?

Vortrefflich! Zuerst: die sehr reiche, und dann: Wie gefällt sie dir? Steht denn das in Verbindung? und warum die Hauptsache zuletzt?

Lass die Anmerkungen, und antworte.

Sie gefällt mir nicht, und mißfällt mir auch nicht: ich weiß gar nichts von ihr, denn sie hat mich gar nicht interessirt.

Drollig! du warst ja den ganzen Abend neben ihr, und wirst also doch etwas wissen!

Nun ja, wenn es weiter nichts sein soll, als daß sie eine junge artige Frau ist, wie es ihrer tausend giebt.

Heinrich fiel bei diesen Worten seinem Freund um den Hals, und erstikte ihn fast mit Küssen.

Heinrich! Heinrich! rief dieser: bist du bei Sinnen?

O bester, lieber Freund! dein Glück ist gemacht, erwiederte ihm Heinrich lebhaft. Du findest sie jung, artig, sie interessirt dich aber nicht, sie ist reich, du interessirst sie um so mehr — siehst du, lieber Herrmann, hier vereinigen sich alle Verhältnisse, die Sache richtig zu machen. Sie ist dir nicht zuwider, aber dein Herz ist frei, und also kann dein Kopf ganz ungehindert wirken, ihre aufkeimende Neigung für dich zur Leidenschaft zu erheben, alle Nebenbuhler zu verdrängen, und mit ihrem Herzen ihre Hand, und ihre halbe Million zu erhalten.

So!

Nur mußt du den Fehler von heut Abend gleich verbessern: sie war dir so zuvorkommend, daß dein Partener, der ihr schon lange den Hof macht, dich hätte mit den Augen erlöchen mögen; und du, du bleibst so kalt, so steif, so hölzern —

Weil sie mich nicht interessirte —

Aber wie willst du denn deine Absichten erreichen, wenn du auf das Interessiren warstest —

Meine Absichten? Kennst du sie wohl schon, meine Absichten?

Als ob sie so schwer zu errathen wären! Die Absichten eines jeden jungen Mannes, der in die Welt tritt, sind ein Amt und eine Frau; viel Befoldung und wenig Arbeit mit jenem, und viel Vermögen und Konnexion mit dieser. Ist sie allenfalls hübsch, oder gar

schön, und artig, nun um so besser! Wo nicht, so macht man sich Raïson.

Er nahm eine Prise: Herrmann stand stumm, und maß ihn mit seinen feurigen Augen.

Ja, fuhr Heinrich nach einer kleinen Pause fort, an das Amt dachte ich nicht, wie ich dir von der Rottner sprach. Aber dafür weiß ich dir auch Rath.

Wirklich?

Haft du nicht die Aufmerksamkeit beobachtet, welche dir Amalie Normer schenkte? Sie vereinigt alles, was du brauchst. Ihr Vater ist ein reicher Wechsler von einer Million wenigstens, wovon sie den vierten Theil erhält, und ihr Oheim ist Geheimerath, und hat das Ohr des Fürsten. Freilich hast du mit ihr die Hälfte Vermögen weniger, als mit Madame Rottner: indessen dafür wer-

den dir ein schönes Amt und wichtige Kon-
nexionen zu Theil.

Schön, Heinrich.

Du giebst mir Beifall? Laß dir nun
rathen — Zuerst —

Höre, Heinrich, was ist aus dir geworden?
Sind das deine Grundfätze? Berechnet man
so das Glück des Lebens nach Prozenten und
Befoldungsnoten? Kennt ihr hier gar nichts
von dem, was man Glück des Herzens
nennt?

Wo kömmst du hin, Hermann?

Dahin, dahin möcht' ich mit dir zurück-
kommen, woher du ausgiengst, eh du Ge-
fühl und Sprache der Natur verlerntest, und
dein sonst und noch gutes Herz mit Grund-
fätzen niederdrücktest, aus welchen Verderb-
niss, Unglück und Sittenlosigkeit hervorgehn
müssen.

Wie du schwärmst!

Das nennst du schwärmen, du, der sonst eben so dachte, so innig an Natur und ihren Freuden, an Liebe, dieser Freuden höchster und seinen Idealen hieng!

Eben die Ideale! Das ist alles fort: in der Welt verlernt man diese Jugendträume. Du wirst es schon an dir selbst erfahren.

Nie, nie, fuhr Herrmann auf, so lang dies Herz schlägt, und diese Pulse in die große Harmonie einer Schöpfung voll Liebe mit einstimmen! Nie! Sei, was du kannst, wenn du von der Natur abtrünnig wurdest, aber glaube nicht, daß ich je Grundsätze annehmen werde, die meine Seele verabscheut. Du sprachst von meinen Absichten! Ein Amt! Ich will keines. Ich habe zu leben und zu geben: Gatte, Hausvater, Wohlthäter zu sein, das ist das natürliche

Amt jedes Menschen, und das meinige. Dazu brauch' ich deine gerühmte Konnexionen nicht.

Heinrich schüttelte spöttisch den Kopf. Du willst also ein recht patriarchalischer Hausvater werden, und im schönen, langweiligen, häuslichen Zirkel dein Leben verschlummern, sagte er.

Einen Augenblick faßte ihn Herrmann fest ins Aug; dann fuhr er fort. Eine Frau! Soll ich das höchste Gut des Lebens, ein liebendes, geliebtes Weib, die Vertraute meiner Seele, die zärtliche Freundin bis zum Grab, erhandeln? Läßt sich das erhandeln? Und wenn ich es nicht kann, soll ich mich aus niedern Absichten an Ketten schmieden, welche den Trostlosen zu Boden drücken, und Gottes schöne Erde in eine Hölle verwandeln?

Romantische Ideen! murmelte Heinrich zwischen den Zähnen.

Haft du ganz auf den guten Geist der Simpathie Verzicht gethan, Heinrich? auf den guten Schutzgeist reicher Seelen, den wir sonst gemeinschaftlich anbeteten?

Wie ich dir sage, lieber Herrmann, ich habe in der Welt mit der Welt leben gelernt.

Nun so lebe mit der Welt, fuhr Herrmann unwillig auf, und laß mich meinen Pfad im Frieden wandeln.

Er nahm ein Licht, gieng in sein Schlafzimmer, das er abschloß, und überliefs Heinrich seinen Gedanken.

Der Starrsinn wird sich schon beugen, und ich mein' es doch gut mit ihm, dachte dieser, und schlich ruhig nach Hause.

Heinrich gehörte zu der Art von Menschen, die gut sind ohne Kraft, jeden Ein-

druk gelchrig annehmen, und am End' einer durchwankten Laufbahn selbst nicht wissen, was sie sind, und wie sie es wurden. Er hatte mit Herrmann gelebt, und schwebte damals dem hohen Flug dieser edlen Seele hingerissen nach: von ihm getrennt schmiegte er sich in das System vergoldeter Konvenienz, und bald schlossen sein Phlegma und die Forderungen seiner Sinnlichkeit ein zu enges Bündniß, um ihn je aus den Fesseln jenes Systems zu entlassen. Doch war er immer Herrmann, dem Freunde seiner Jugend so gut, als ers vermochte, und wollte es ihm beweisen, indem er ihn zum Profeliten einer Lehre zu machen trachtete, von der er sein ganzes Glück mit Ueberzeugung erwartete, zu der sich aber Herrmanns Seele nie herabwürdigen konnte.

Auch fühlte dieser bei ruhigem Blut die gute Absicht Heinrichs, und leistete ihr Gerechtigkeit, ohne ihr Beifall gewähren zu können. Darum suchte er ihn am folgenden Morgen zuerst auf, freute sich der Herzlichkeit, mit der er ihn empfing, und lächelte mitleidig, wie er ihm gleich darauf den Mittelweg mit Betti Melling vorschlug.

Sie schien dich gestern zu interessieren, sagte Heinrich. Sie ist reich, und ihr Vater hat Konnexionen. Vereinigt sie also nicht alles, was dein Herz und deine Vernunft befriedigen kann?

Sei ruhig, guter Heinrich, versetzte Herrmann. Das Interesse, was ich suche, hat mir Betti nicht eingeflößt. Die unwillkürliche Erschütterung der Sympathie wallte nicht von ihr herüber zu mir. Ihre Vorzüge wirkten auf mich, und könnten mich

vielleicht bei längerer Bekanntschaft, bei weniger Selbstbeobachtung weiter führen. Laß das: es wird sich alles zeigen.

Herrmann lebte nun einige Monathe in Mellings Haus. Die Zeit verfloß sehr angenehm für ihn. Der Umgang des guten, redlichen Vaters, das Verhältniß mit den geistvollen, gebildeten Töchtern, der Zusammenfluß aller durch Geist und Bildung ausgezeichneten Leute in diesem Hause gab seinem Geist Beschäftigung, seinem Herzen Unterhaltung. Er studierte die Menschen, und sich selbst in seinen Beziehungen zu den Menschen.

Nach und nach wurde seine Bekanntschaft mit Betti genauer; so wie sie anfänglich seinen Geist interessirte, so fieng sich nun sein Herz bei ihr zu interessiren an. Er suchte sie immer mit mehr Sehnsucht auf:

er war nicht mehr so ruhig, wenn er sie nicht fand, und fand er sie, so bebt eine süsse Unruhe durch sein Inneres. Sie schien zurückhaltender zu werden, wie sie diese Veränderungen an ihm wahrnahm, sie behandelte ihn sogar öfters übel, und doch machte sie in einzelnen Augenblicken die vergangne Mißhandlungen wieder gut. Herrmann fühlte Kummer in jenen, Freude in diesen Momenten: sein Leben wurde stürmischer; der helle Bach drohte ein treibender Waldstrom zu werden.

In einer ruhigen Stunde warf er einen ernstesten Blick auf sich selbst.

Was fühl ich für sie? sagte er sich. Ist es Liebe? Fast muß ichs glauben — und doch entspricht sie so wenig dem Ideal, welches dieses Herz vergöttert! doch gewährt sie mir nicht jene reine Wonne, die mein

Herz mir von der Liebe versprach! Wo ist die sanfte, unwillkührliche Ergießung zweier gleichgestimmter Seelen? wo der süsse Frieden, der die glückliche Liebe begleitet? Und doch reißt sie mit einer Art von Zauber mein Herz hin! ich trage ihre Mißhandlungen, und ein gütiger Blick löscht sie aus! Bin ich mir selbst zum Räthsel geworden? — Dafs der Kopf das allzu ungestümme Herz bändige, das im Ergufs der Leidenschaft die Grenzen vergift, welche Verhältnisse vorschreiben, oder sie mit einem Schmerz empfindet, der es doppelt zu ihrer Verletzung aufopfert, das ist sehr natürlich. Aber dafs der Kopf die Zweifel des Herzens beantwortet, seine Unruhe durch Ueberredung zu stillen sucht, das, das versteh ich nicht, und doch ist es der Fall bei mir! Sie schlich sich durch den Kopf in mein Herz ein; aber

nun ist sie im letzten. Ich muß sie, mich genau beobachten. O wenn Täuschung mich meinem Ideal entrisse, und dann mich zum schrecklichen Erwachen aus dem Traum der Seligkeit bestimmte!

Mehrere Tage hindurch hielt sich Herrmann Wort. Er war kälter, ruhiger, seinem ersten Betragen näher; und zusehens wurde Betri wärmer, anschmiegender, ihrer bisherigen Behandlung unähnlicher. Wärme reißt edle Herzen hin. Der Vorsatz der Selbstbeobachtung verschwand, er wurde wieder der vorige, und schnell waren die Rollen getauscht. Herrmann fühlte, daß nicht alles sei, wie es sollte; aber Herz und Kopf verwirrten sich im wunderlichen Streit so sehr, daß das Ganze dabei verlohre.

Noch war alles ohne Erklärung geblieben: ihr günstiger Zeitpunkt erschien. Ein

reizender Abend führte Herrmann früher, wie gewöhnlich, in Mellings Garten. In der Laube war Betti. Noch nie hatte sie so ganz in Herrmanns Seele gesprochen, noch nie so in den herrschenden Ton seiner Gefühle mit eingestimmt, wie heute. Hoch schlug sein Herz empor, voll süßer Ahndung der glücklichen Zukunft, und sein entzückter Geist lies sich willig vom Herzen entführen. Sie war so gut, so zärtlich, so innig — er bat ihr im Innern seiner Seele alles Unrecht der Vergangenheit ab, und frohlokte über die Gabe des guten Schicksals. Schon schwebte das Geständniß seiner Gefühle auf den Lippen des trunknen Jünglings — da wurden sie gestört, und eine Wolke zog sich über Betti's und Herrmanns Miene.

Er rifs sich ungeduldig hinweg.

Ich bin glücklich, rief er, wie er wieder allein war. Ihr Herz fühlt, sie liebt mich. Ich habe Liebe um Liebe gefunden, ich bin glücklich.

Er versank in den Taumel der Empfindung, der die Seele erfüllt, und den Mund stumm läßt. Es war eine lange Pause des tiefen Gefühls: plötzlich riss er sich auf.

Vater! theurer, geliebter Vater! dein Befehl, mein Versprechen! Jetzt ist der Augenblick! Selig dämmert mir die Zukunft in der Gegenwart entgegen, mein Herz ist befriedigt! Nun, nun, mein Vater!

Er hohlte das versiegelte Kästchen hervor — Aber wie er das Siegel brechen will, kehrt das Bewußtsein in seinen stürmischen Busen zurück, die Arme sinken ihm unwillkürlich herab, das Kästchen rollt an den Boden.

Lange starrt er es in tiefem Schweigen an. In diesem entscheidenden Moment scheint sich die ganze Kraft seines Wesens zu sammeln; er sucht sich zu fassen, er faßt sich.

Nein! sagt er entschlossen: nein, noch nicht! und verbirgt wieder das Heiligthum, welches ihm die Hand des Vaters vertraut hat.

Ruhiger ordnet er nun seine Gedanken, seine Gefühle. Soll das Streben eines ganzen Lebens zum Opfer einer berauschenden Minute werden? Da stehts wieder rein vor seinen geistigen Augen, das geliebte Ideal: er umfaßt es mit der ganzen Innigkeit seiner Seele, und hängt mit heißem, beinah reuigem Gefühl an dem angebeteten Bild.

Spät am Abend findet er Betti wieder. Sie hat Laune, sie schweigt und schmollt: ach, das ist sein Ideal nicht! Kein Zug der

Herzlichkeit schwimmt mehr um ihr düsteres Aug: den Ausdruck der Zärtlichkeit hat die Miene des Stolzes, der beleidigten Eitelkeit verdrängt, und Herrmann wendet den beschämten Blick, Verzeihung flehend nach dem geliebten Ideal, das bezaubernd vor ihm her schwebt. Ihr Herz ist wieder kalt, und ihr Geist gereizt: bitterer Witz fließt über die Lippen, die vor Kurzem noch so ganz andere, so sanfte Empfindungen athmeten. Herrmann flieht auf sein Zimmer, und nimmt den letzten Rest ihrer bessern Laune mit sich.

Mit thränenden Augen küßt er das Kästchen, das Siegel. Nein, dem Himmel sei Dank, daß du unverletzt bist, ruft er mit zitternder Stimme, du theures Pfand der väterlichen Liebe. Und du, geliebtes Bild, vergieb, wenn ich hingerissen vom Zauber der Täuschung, dir untreu schien! aber ich

war es nicht, bei Gott nicht! Die heisse Sehnsucht nach deiner Verwirklichung lieh dem trüglichen Zauber die einzige Kraft, die auf mich wirken konnte. Vergieb, o vergieb! sieh ich bin, ich war dein!

Von der Bestechung seines eignen Herzens befreit, bestimmte nun Herrmann sein Verhältniß zu Betti genau. — So sehr er ihrem Geist Gerechtigkeit wiederfahren lies, so wenig konnte er den Mißbrauch ihres Wizzes billigen. Er vernachlässigte sie nicht, aber er vermied sie. Ihre gekränkte Eitelkeit artete bald in höhnischen Mißmuth aus, und er floh sie. Drückend wurde ihm dieses Verhältniß, da er mit ihr im nämlichen Hause, sie täglich sehn mußte. Er nahm seine Zuflucht zu seinem eignen reinen Herzen, und fand da Schutz, wo er nie Vorwürfe zu befürchten hatte; denn er war

zu edel, um je vor sich selbst heucheln zu können.

Wochen verstrichen, und Herrmanns Herz fand um sich her nur manche einzelne Züge des Bildes, das es in seinem Innersten trug. Allein und einsam lebte er unter dem schwirrenden Haufen, der ihn umgab, und suchte Freude zu geben, ohne sie rein empfinden zu können. Diese Lage wurde ihm lästig: er schrieb an seinen guten Vater, und bat ihn um seine Einwilligung, Feldau verlassen, und seine Reise fortsetzen zu dürfen.

Er hatte seinen Brief vollendet, da Heinrich bei ihm vorfuhr, und ihn zu einer Spazierfarth auf einen benachbarten Lustort beredete. Herrmann wußte nichts Besseres zu thun, und gieng mit.

Sie fanden eine zahlreiche Gesellschaft, viel Bekannte, Musik und Tanz. Herrmann

trieb sich so lang unter der Menge herum, als der Wolstand es forderte. Dann verschwand er, um zu seiner guten Natur zu eilen.

Sie empfing ihn freundlich, wie immer, die gütige Mutter, Es war einer der schönsten Herbsttage. Die Sonne schien mit der Wärme eines scheidenden Freundes über der Erde zu weilen: das leichte Duftgewölk wallte in sanfter Schwingung zum Aether empor; die röthliche Flur schimmerte im selben Strahl; halb entlaubt feierten die Wälder die letzte schöne Stunden des Jahrs.

Herrmann fühlte, wie sich sein Busen im reinen Genuß der Schöpfung erweiterte: er sah froh zum hellen Himmel empor, sein Aug strahlte entzückt der wolthätigen Sonne entgegen. Dann suchte er die späten Kinder des Jahrs, die herbstliche Blumen, und sam-

melte sich einen Straus, den er als die Abschiedsgabe einer lieben Freundin an sein Herz drückte.

Ein paar Stunden mochten verflossen sein, da ihn Heinrich aufsuchte.

Du bleibst auch sehr lange, sagte er ihm. Mellings warten mit dem Gouter auf dich.

Schade um das Gouter! versetzte Herrmann. Ich habe das meinige schon weg.

Du hast wieder geschwärmt, fuhr Heinrich mit einem mitleidigen Blick auf die Blumen fort.

Herrmann gab ihm den mitleidigen Blick mit grösserm Rechte zurück, und folgte ihm ins Gefängniß, das man Saal nannte, und worinn eine langweilige Stunde sich dehnend an ihm vorüberschlich.

Dann hielt ers aber nicht länger mehr aus. Zum zweitenmal entwischte er, mit

dem festen Vorsatz, erst beim Anbruch sich wieder einzufinden.

Aber wie er hinauskam, die Hälfte des Vorhauses mit seitwärts zum Fenster hinausgerichteten Blick durchstrichen hatte, und nun wieder auf seinen Weg sah; ach was hätte er nicht gegeben, diesen Augenblick unaufhörlich zu machen!

Ein Mädchen gieng bei ihm vorüber, vom süssesten Zauber der sympathetischen Liebe umschwebt, schön und sanft von Miene und Gestalt wie ein Engel; hold und lieblich ihr Anstand, ihr Gang leicht und edel. Starr stand er, sein Aug hing an dem entzückenden Wesen, hoch schlug sein Herz, und laut rief es im Innern des Herzens: Sie ist!

Auch sie schien betroffen: ihr selenvoller Blick glitt mit zarter Schüchternheit von

ihm hin an Boden, und ein leises Roth flog über ihre Wangen.

Herrmanns Aug folgte ihr unwillkürlich, bis sie in der Thüre des Saals verschwand. Nun war ihm dieser kein Gefängniß mehr, sondern ein Tempel. Ohne Bewußtsein, mit laut pochendem Herzen folgte er der Verschwundenen, und trat noch vor der folgenden Mutter in die Thür.

Er sah sie schon vom Haufen der Gekken umringt: einige Mädchen von seiner Bekanntschaft waren freundschaftlich um sie her, und Heinrich befand sich mitten unter ihnen, ohne Herrmanns eifriges Winken zu sehn.

Endlich kam er aus dem schönen Zirkel hervor, und schon hatte ihn Herrmann bei der Hand.

Wer ist das? fragte er ihn feurig.

Heinrich sah ihn spöttisch mit grossen Augen an. — Von wem sprichst du? erwiderte er langsam.

Du kannst noch fragen, du kalter Mensch, und kömmt von ihr! Hier! hier!

Er zeigte ihm ungeduldig die reizende Unbekannte.

So! so! versetzte Heinrich im vorigen Ton. Ei! der Philosoph hat ja gewaltig Feuer gefangen.

Ich bitte dich, Heinrich, spare deinen Wiz zum nächsten Souper, und antworte jezt dem Freund deiner Jugend.

Und dem meines ganzen Lebens! herzlich gern. Deine Unbekannte heisst Klementine Wallner, und wohnt hier in der Nähe auf dem Lande. Ihr Vater hat ein kleines Gut, und kein Amt; denn er ist ein grosser Philosoph. Die Mutter meint es gut, hat

aber wenig Welt, und ist mit Mellings verwandt. Das sind im Kurzen alle Familiennachrichten. — Hier, siehst du das kleine lebhaftes Männchen im braunen Rok? Das ist ihr Vater.

Aber Herrmann hatte nur Augen für die Tochter, und immer tönte laut die Stimme seines Herzens: Sie ist!

Freund, fuhr Heinrich fort, nachdem er eine Zeitlang stummer Beobachter von Herrmanns inniger Aufmerksamkeit war; Freund, ich muß dich warnen. Klementine ist schön, das siehst du; sie hat Geist, Witz; Kenntniß, Gefühl, Bildung, sehr viel Bildung; aber — ihr Vater ist ein Sonderling, und ihr Vermögen sehr, sehr unbedeutend.

Elender Rechenmeister! fuhr Herrmann auf, und verließ ihn unwillig.

Er näherte sich dem alten Melling, der ihn der Wallnerischen Familie als den Sohn seines Freundes bekannt machte. Die Eltern empfingen ihn herzlich, und aus der felsen-vollen Schüchternheit der Tochter sprach gewifs nicht weniger Herzlichkeit.

Die Alten bestürmten ihn mit Fragen nach seinem Vater. Es fand sich, dafs Wallner sehr genau mit dem alten Boding bekannt war, und in Herrmanns Seele wallte die reinste Freude dieser willkommenen Nachricht entgegen. Alte Zeiten kamen nun wieder an Tag, und Herrmann theilte diesen seine Zunge zu, indessen seine Gefühle mit nie empfundner Innigkeit an der Gegenwart hiengen.

Eh man sich trennte, wurden ihm noch wenige, aber so glückliche Augenblicke mit Klementinen zu Theil. Sie sprachen sich,

und im ersten ihrer Worte lag der Ausdruck vom Einklang ihrer Seelen. Schon bedurften sie zu dieser beglückenden Ueberzeugung nicht mehr des Behelfs der Sprache: ein inneres, unwillkürliches aber allmächtig dahinreißendes Gefühl sagte ihnen, was sie sich wären, sein könnten, sein würden. Es schlang das holde Band schöner Seelen um sie: sie folgten dem süßen Drang, der sie mit sanftem Zug einander näherte, und lasen in ihren Augen das, wofür in jenen reichen Momenten der Mund nur einen Ausdruck hatte, den er allein ohne Zeugen finden konnte, so wenig ihre reine Stimmung Zeugen schenkte.

Aber wahre Delikatesse handelt aus Bedürfnis ihrer Natur, wie der künstliche Mensch aus Heuchelei. Dieser fürchtet Zeu-

gen, jene erröthet vor sich selbst, und wird nur um so reizender.

Sie schieden, und die leise, entzückende Berührung ihrer Blikke heiligte das Versprechen, welches Herrmann den guten Eltern geben mußte, schon den folgenden Tag sie zu besuchen. Klementine fuhr hinweg, und Herrmann war wieder in seiner Einöde.

Dürfen wir auf Ihren Schuz beim Rückweg rechnen? fragte spöttisch Betti Melling, die er nun zuerst bemerkte.

Ich bin mit Heinrich Falkner gekommen, erwiderte er höflich.

Ich verstehe Sie, Herr Boding: und gewiss, ich bin zu bescheiden, um Ihre angenehme Träumereien diesen Abend stören zu wollen.

Betti schlüpfte mit diesen Worten in den Wagen, aber der Triumph befand sich nicht

auf ihrer Seite. Herrmanns Herz war zu voll und zu glücklich, um jetzt Sinn für solche kleine Kränkungen zu haben. Er setzte sich zu Heinrich, der auch schwieg wie er, nur mit dem Wunsch, daß Herrmann bald zu sprechen anfangen möchte. Aber Herrmann schwieg beharrlich.

Du warst heute sehr hart gegen mich, sieng endlich Heinrich an.

O vergieb, vergieb mir, rief Herrmann, und umarmte ihn. Könnt' ich doch jetzt die ganze Welt glücklich, froh, zufrieden machen, so wie ich es bin!

Freund! Freund! erhob Heinrich wieder seine warnende Stimme.

Ich bitte dich um alles, lieber Heinrich, stöhre mich heute nicht. Ich will dir ja gern deine Begriffe lassen, gern fühlen, daß du es gut mit mir meinst: nur stöhre

mir heute nicht den köstlichen Frieden meines Herzens, die göttliche Ruhe meiner Seele!

Sie kamen zurück, und Herrmann verbrannte den Brief, worinn er um Erlaubniß zur Abreise bat. Er schrieb keinen andern; denn erst wollte er nach Hohberg — so hieß Wallners Wohnort. Dort, fühlte er, werde er Stoff genug zu Ergießungen ins väterliche Herz finden. Er verlebte die Nacht in zauberischen Gemälden der Zukunft; denn wie hätte er schlafen können! Jetzt sprach sein Herz, und mit welcher Stimme! und wie sanft schmiegt sich Geist und Wille in den süßen Grundton des Herzens! hingelassen vom Gefühle des letzten, hatten sie weder Einwurf, noch Mitwirkung; aber unwillkührlich wurden sie von der reinen Empfindung in Herrmanns Seele mit der Gewissheit erfüllt: Sie ist!

Der frohe Tag erschien, und seine Minuten wurden Jahre für den Sehnuchtsvollen. Endlich schlug die lang gewünschte Stunde, und er flog nach Hohberg.

Schon fernher sah er Klementinens Strohhut vom Gartenhaus schimmern. Sie war es, sie sah auch ihn von fernher kommen. Wenn zwei solche Herzen sich gefunden haben, so hören Raum und Zeit für sie auf: für sie ist nichts von außen; sie sind sich alles, ihr Alles ist unermesslich.

An der offenen Gartenthür wartete froh der alte Wallner des Ankommenden. Er reichte ihm freundlich die Hand, die Herrmann von Herzen drückte. Die gute Mutter eilte geschäftig herbei, und rief ihrer Tochter. Schon war Herrmann im Garten, da sie mit dem leichten Schritt der unbefangnen, und darum ungezierten Unschuld nahte; sie

grüßten sich, aber der geheime Grus ihrer verschwisterten Seelen war etwas ganz anders, als die gewöhnliche Bewillkommung beim zweiten Wiedersehn. Und durch die Hülle der Konvenienz schimmerte der Geist ihres innersten Gefühls, doch nur ihnen beiden sichtbar, mit himmlischer Klarheit hindurch.

Der alte Wallner sprach von seinem Freunde, von Herrmanns edlem Vater; die Mutter hieng mit stiller Freude an dem Gespräch, das ihren theuren Mann so sehr interessirte: wie gern antwortete Herrmann auf jede Frage, die seinen geliebten Vater betraf; wie gern entwickelte er auch die kleinsten Züge, nach welchen der lang von ihm getrennte Freund forschte, und mit welcher Freude horchte Klementine auf die schöne Ergießungen des kindlichen Herzens, auf die warme Erzählung des Mannes, den

sie schon liebte, eh sie ihn kannte, und nun näher kennen lernte, um ihn zu lieben!

Der Abend kam über frohen Gesprächen und gemeinschaftlichen Spaziergängen in der schönen Gegend. Wallners Gut war klein, aber höchst angenehm durch die Anlagen der Natur, und die Ausbildung der Kunst. Weise Wirthschaftlichkeit und ächter Geschmak hatten Nuzzen und Schönheit vereinigt, und kein Keim, der irgend einer Entwicklung fähig war, entbehrte ihrer. Klementine schien die Schuzgöttinn des Ganzen zu sein. Sie nahm Theil an den Planen ihrer Eltern, sie führte sie aus; unter ihrer sanften Pflege blühten die Reize der Natur noch lieblicher auf. Auch jetzt zeigte sie dem aufmerksamen Herrmann alles, und ihre Eltern wurden selbst Zuhörer. Herrmann war entzückt über den einfachen und hellen Sinn,

über die reine, himmlische Unschuld, den edlen, gebildeten Geist, die tiefe Empfindung des lebenswürdigen Mädchens. Und mit welcher unnachahmlichen Anmuth enthüllte sich diese göttliche Seele ohne Prunk und Anspruch im Gewand der unverdorbenen Natur, aus Bedürfniss reiner Mittheilung, gewiss, im horchenden Herrmann den Wiederhall ihrer Gefühle, ihrer Gedanken zu finden. Sie fand ihn; wie fein Herz mit nie gefühlter Wonne sich wieder in ihrem Herzen, sein Geist in dem ihrigen: und oft entschlüpfte im nämlichen Moment der gleiche Ausdruck gleicher Empfindungen und Ideen den Lippen beider. Wie hoch schlug dann Herrmanns Herz der Gewissheit seines Glücks entgegen: wie süß mahlte sich dies Glück in einer stillen frohen Thräne, die Klementinens schönes Aug füllte!

So genossen sie der feligsten Augenblicke, wenn gleich von den Eltern nicht verlassen. Ihre Seelen hatten ja das unauflöfliche Verständniß ewiger Eintracht geschlossen, oder sie hatten es vielmehr erst kennen gelernt, denn sie waren für einander geschaffen. Auch ohne Worte verstanden sie sich, jeder Blick, jede Bewegung fand unwillkührlich Erklärung und Antwort: sie brauchten sich nicht erst Liebe zu betheuern; sie war unsterblich, wie ihre Seelen.

Herrmann verließ den bezaubernden Ort, mit Einladungen der Eltern, mit der stillen Huld der Tochter bereichert. Von nun an sah ihn jeder Tag in Wallners friedlichem Haus: er lebte nur, wenn er da war. Sein geliebtes Ideal war in der geliebten Klementine gefunden. Er betete sie an, ohne es zu wissen: denn konnte er anders? Er

hieng mit grenzenloser Innigkeit an dem holden Mädchen, das mit jedem Tag den Reichthum ihrer Seele mehr entwickelte, ohne es zu ahnden: denn konnte auch sie anders?

Umschwebt von himmlischer Sympathie ergoß sich Herz in Herz, und kein Wunsch blieb unerfüllt, denn Wunsch und Erfüllung entstanden zugleich in beiden. Immer von ihren Eltern umgeben, hatte Klementine noch keine ausdrückliche Erklärung von Hermann gehört; aber jede seiner Handlungen erklärte den Zustand seiner Seele, und ihre zarte Empfindung verstand ihren Sinn. Wenn so das glückliche Paar, unbewusst dessen, was um sie vorgieng, nur sich selbst hingeben, nur mit sich selbst beschäftigt, die feltne Freuden reiner Liebe und reinen Einklangs zwei harmonischer Herzen genoß, so lächelte

der alte Wallner seiner guten Gattinn stillen Vergnügen zu, die frohe Mutterliebe gab ihm das Lächeln zurück, und dann ruhten vereint ihre Blicke mit süßem Wohlgefallen auf den Kindern ihrer Liebe.

Herrmann war nicht ohne Beobachter geblieben. Heinrich hatte jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgt; Betti wußte um alles, und durch beide erfuhr Vater Melting nicht weniger als alles.

Die Beweggründe dieser drei Menschen waren sehr verschieden. Heinrich meinte es nach seiner Weise wirklich gut mit Herrmann: er sah in seiner Verbindung mit Klementinen für ihn den Verlust alles dessen, was ihm nach seiner Vorstellungsart allein schätzbar war. Sie befaß nur die reiche Aussteuer der Natur, ohne großes Vermögen, ohne Verbindungen: Grund genug für

ihn, seinen Freund vor einem Unglück zu schützen, das er für das größte hielt. Betti handelte aus gereizter Eigenliebe und beleidigter Eitelkeit. Ihr Herz war stumm: aber sie wollte siegen, um zu triumphieren, nicht um geliebt zu werden; gewinnen, um das Gewonnene nicht mehr zu achten; glänzen, um alles neben sich zu verdunkeln. Hermanns Glück an Klementinens Herzen kränkte ihren Stolz, und störte ihren Plan einer Verbindung mit ihm. Vater Mellings Absichten waren rein: er sah den Sohn seines Freundes als ein ihm anvertrautes Gut, und sein Verhältniß mit einem unbemittelten Mädchen, dessen Verdiensten er übrigens alle Gerechtigkeit angedeihen ließ, für den Untergang dieser Freundschaftsfracht an.

Heinrich nahm seine Zuflucht zu Vorstellungen, die fruchtlos waren.

Ich bedarf deiner ängstlichen Besorgnisse nicht, erwiderte ihm Herrmann. Du lebst mit der Welt, laß mich mit meinem Herzen leben.

Betti hatte sich beinah ganz von ihm zurückgezogen. Er drang sich ihr nicht auf; doch litt das freundschaftliche, dankbare Verhältniß mit ihrem Vater und ihren Schwestern nicht darunter. Sein jezt ohnehin so glückliches Herz war nur für die schmerzliche Kränkungen des Gefühls empfänglich: nie konnte es die Sache der Eitelkeit zu der feinigen machen. Melling sagte ihm nichts über Klementinen; aber er schrieb an seinen Vater, und entwarf sich seinen eignen Plan, auf den sich doch Betti und Heinrich bald Einfluß zu verschaffen wußten. — Jene belebte ihn mit ihrem Geist, dieser wurde Werkzeug, und der alte Kaufmann berech-

nete den Gehalt der Angaben, die Möglichkeit des Erfolgs, und schlug frohlockend über das gute Resultat in die Hände.

Herrmann war wie gewöhnlich gestern bey Wallner gewesen, und freute sich schon auf den Abend, der ihn heut wieder dahin führen sollte. Ueber Tisch erhält Melling Briefe; ihr Inhalt scheint wichtig, er wird unruhig. Nach einigen Augenblicken des tiefen Nachdenkens bestellt er Postpferde.

Lieber Freund, sagt er dann zu Herrmann, ich hätte eine grofse, sehr grofse Bitte an Sie: aber ich mufs zagen, Sie damit zu behelligen.

Mich! Was es sei, wenn es in meinen Kräften steht, was thu ich nicht gern für Sie, den Freund meines Vaters, meinen Freund —

Wirklich?

Wirklich! Können Sie zweifeln?

Nun, so hören Sie, und entscheiden Sie dann. Wichtige, höchst wichtige Geschäfte fordern meine Gegenwart in Milthal. Ich mußs sogleich hin; aber ich sehe vor, daß meine Gegenwart allein, ohne einen fähigen, ganz vertrauten Begleiter, mir wenig nützen würde. Sie haben die Eigenschaften dieses Begleiters, lieber Boding: wollten Sie es wol fein?

Herrmann entfärbte sich über den unvermutheten Antrag, der ihn so schnell, ohne bestimmte Aussicht auf die Dauer der Trennung, von Klementinen entfernte; und Betti's schadenfrohem Blik entgieng sein Erblaffen nicht: aber sein Wort war gegeben, er war Melling Dank schuldig —

Ich gehe mit, sagte er, indeffen sein Herz im gewaltsamen Kampfe litt. Er gieng,

um Reisanstalten zu treffen: er flog, um Wallner die plötzliche Reise zu melden. Den kurzen Brief, den Klementinens Herz, wie ers mit Gewissheit fühlte, verstehn und deuten werde, schickte er durch einen vertrauten Boten an Wallner. In einer halben Stunde hatte er mit Melling bereits Feldau verlassen.

Seine Traurigkeit rührte den alten Mann, der beinah die gebrauchte List bereute: er suchte ihn aufzuheitern, und fand ihn dankbar, ohne seinen Zweck bei ihm zu erreichen.

Herrmann hatte der Pflicht ein Opfer gebracht, das seinem Herzen unendlich viel kostete, und er wäre Klementinens nicht werth gewesen, hätt' er seinen Verlust weniger gefühlt. Nicht die kalte Befolgung der Pflicht macht den tugendhaften Menschen:

weit höher und edler iſts, ſie dem ſträuben-
den Herzen abzugewinnen, und die Thräne,
welche der unglückliche Menſch weint, beſiegt
die Reinheit des Tugendhaften nicht.

Sie kamen bald und in trüber Stimmung
nach Milthal. Der Alte war traurig, weil
er ſeinen guten Herrmann leiden ſah, ohne
daß er es möglich fand, von ſeinem Plan
abzugehn; und Herrmanns Schwermuth hatte
mit jeder Stunde der weitem Entfernung
zugenommen.

Bald entdeckte er, daß die Geſchäfte ſei-
nes alten Freundes nicht ſo wichtig waren:
auch ſchien es, als hätten ſich alle Umſtände
vereinigt, Mellings Abſichten nicht zu be-
günſtigen. Er hatte auf lange Dauer der-
ſelben gerechnet, und ſchon in ſeinem Kopf
beſchloſſen, dann Herrmann allein zurück-
zulaffen. Aber alles gieng leicht: nach

einigen Tagen hinderte sie nichts mehr, wieder nach Feldau zurückzukehren.

Herrmanns Erstaunen über den sonderbaren Vorfall gieng bald in Entschluß über. Sein Herz lies ihn das wahre Verhältniß der Sache errathen, sein Geist bestätigte das Urtheil seines Herzens, und er handelte edel wie immer.

Warum mich täuschen wollen, mein guter Vater? sagte er zu Melling, der überrascht die Morgenpfeife zur Erde fallen lies. Bin ich nicht mehr Ihres Vertrauens werth?

Guter, lieber junger Freund, erwiederte der Alte verwirrt. Ich — Sie — Nein, Sie irren sich —

Ich irre mich nicht: es ist nicht, wie es scheint. Sie haben einen Vorwand gesucht, um mich von Feldau zu entfernen. Warum das, mein bester Freund?

Sie irren sich, guter Herrmann — ich —

Lassen Sie uns aufrichtig sein: wir gewinnen sicher dabei. Ihre Geschäfte sind schon geendigt: sie waren so wenig verwickelt, daß nicht einmal Ihre Gegenwart dazu erfordert wurde, und die meinige ganz unnütz war. Wozu diese Reise, wenn Sie mich nicht von Feldau, wenn Sie mich nicht —

Er hielt einen Augenblick inne, und faßte den alten Melling mit durchdringendem Blick.

Wenn Sie mich nicht von Wallners Haus entfernen wollten? fuhr er fort.

Es war, als wenn mit diesen Worten dem ehrlichen Melling ein Stein vom Herzen gewälzt würde.

Nun ja! rief er, indem er ganz leicht und fröhlich aufsprang, und Herrmann um

den Hals fiel; nun ja! wenn Sie's selbst errathen, um so besser! Sie habens getroffen. Das Mädchen ist schön, brav, gut, aber ohne Vermögen. Ihr Vater hat Sie mir anvertraut: soll ich sein Vertrauen hintergehn? Ich hab' ihm alles geschrieben, aber bis zu seiner Antwort, die ungewöhnlich lang ausbleibt, konnte die Sache immer zunehmen. Ich ergriff das einzige Mittel, Entfernung —

Entfernung! Und wenn ich Welttheile weit von Klementinen entfernt wäre, doch wäre mein Herz ewig ihr Eigenthum! und wenn ich bis zum Greisenalter von ihr entfernt bliebe, doch brächt' ich ihr in meinem Herzen ihr Eigenthum zurück! und wenn mich die kalte Hand des Todes in dieser Entfernung hinwegriffe, doch wäre der letzte Schlag meines Herzens für Klementinen!

Herrmann sprach diese Worte aus der Fülle der Seele mit einer Innigkeit, mit einem Feuer, welche den alten Melling bestürzt machten und rührten. Er stand ungewöhnlich bewegt vor ihm: erst sah er ihn mit grossen, starren Augen an, dann stiegen Thränen in seine Augen.

Edler Mann, rief Herrmann, und drückte ihn an seine Brust; Ihre Absichten waren gut, rein; ich erkenne sie. Aber warum dies geheimnissvolle Betragen gegen mich, den Zurückhaltung des Freundes so tief schmerzt? Warum sagten Sie mir nicht Ihre Gründe? Warum hörten Sie nicht meine Gegengründe? Dann hätt' ich Ihnen gesagt, dass ich selbst in Ihrem Widerspruch gegen meine heissesten, liebsten Wünsche den redlichen Mann und Freund verehere; ich hätte Ihnen gesagt, dass der beste der Väter mei-

seinem Herzen in vollem Zutrauen freie Wahl liefs, und dafs dies Herz einen Führer hat, der ihm nie eine Verirrung vom Wege seines Glücks gestatten kann!

Nun, so haben Sie mirs jetzt gesagt, und ich kann ruhig sein, ich bins. Ich kann meinen Fehler verbessern, ich wills. Wir reisen gleich nach Feldau zurück.

Sie flogen. Melling suchte alles hervor, was sein gutes Herz vermochte, um sein Unrecht gegen Herrmann zu vergüten; und Herrmann, dessen weiche Seele mehr für den Reuigen litt, als er selbst, bestrebte sich, ihn durch jeden Beweis dankbarer Anhänglichkeit und eines verföhnten Herzens zu beruhigen. So legten sie ihre Reise zurück: sie kamen schneller zu Feldau an, als sie von daher abgereist waren, und setzten durch ihre plötzliche Wiedererscheinung vorzüglich

Betti und Heinrich in mißmüthiges Erstaunen.

Herrmann fand einen Brief von Wallner als Antwort auf jenen, den er ihm in der Stunde seiner Abreise schrieb. Ein unwillkührliches süßes Gefühl sagte ihm, daß etwas von Klementinen darinn sei; aber hart an diese frohe Empfindung schloß sich eine trübe, schwankende Ahndung an, die sein Herz durchschnitt, ohne daß er sich selbst Rechenschaft davon geben konnte.

Das waren schreckliche Augenblicke für ein Herz voll inniger Liebe: er lief außer sich im Zimmer auf und nieder, drückte den Brief an seine Lippen, dann an seinen Busen, der ihm laut entgegenpochte, stand sinnend und beinah von seinen Gefühlen emporgehoben, starrte das Blatt an, und — konnte es nicht öffnen.

Endlich sammelte er sein Bewußtsein wieder; er faßte sich, erbrach den Brief, las —

Wallner schrieb: „Ihre Reise hat uns „nicht weniger Freude geraubt, als Ihnen, „mein Freund: Ihre Rückkehr wird uns das „Geraubte nicht wiedergeben. Lesen Sie, „was ihnen Klementine schreibt: ihr Herz „ist ihr Führer. Ich bin nur Zuschauer, „aber gewiß theilnehmender Zuschauer, und „ewig Ihr Freund.“

Mit verdoppelter Kraft zischte die traurige Ahndung durch Herrmanns Innerstes. Er hielt Klementinens Brief mit zitternder Hand, er bedekte ihn mit Küßen — lang kämpfte er mit sich selbst.

Er ist von ihr! rief eine sanfte Stimme in seinem Herzen.

Er ist von ihr! rief er der Stimme nach,
und sein Aug glänzte lebhafter durch Thrä-
nen. Auch den Tod nehm ich von ihr!

Er öffnete; er las.

„Theurer Freund“ schrieb das vortreffliche
Mädchen, „dieser Brief braucht keine Vor-
rede: sie liegt in unsern Herzen, die sich
längst ohne Worte verstanden. Klementine
bedarf keiner Ziererei vor dem Herzen, das
sie kennt, von dem sie gekannt ist.“

„Der Traum des künftigen Glücks ist ver-
schwunden: Sie hängen von einem Vater
ab, der Ihr Glück will, aber nicht durch
mich. Lesen Sie seinen Brief, und hören
Sie, daß er mir den Sohn seines besten
Freundes bestimmt, aber nicht seinen eig-
nen Sohn.“

„Ich fühle was ich thun werde, ohne es
sagen zu können: was wir thun müssen,

„fühlt auch Herrmann, ohne dafs ich es
 „sage. Ihr Herz kann mich nicht vergessen,
 „aber deswegen lassen Sie uns das Wieder-
 „sehn vermeiden. Machen Sie Ihren Vater
 „glücklich: ach! wie oft blutet das Herz
 „unter Verhältnissen, da ihm nichts bleibt,
 „als die Wonne erfüllter Pflicht: rauben
 „Sie sich diese nicht selbst. Leben sie wol:
 „ich muß schliessen um schweigen zu
 „können.“

Schreklicher Augenblick! Ausser sich, in
 stummer Verzweiflung liegt Herrmann, den
 Kopf auf den Tisch, sein todtenbleiches
 Gesicht auf den unglücklichen, und ihm doch
 so lieben Brief geprefst, ohne Laut, ohne
 Zeichen des Lebens, das Herz, das ihm zer-
 springen will, nur von einem allmächtigen,
 namenlosen Schmerz erfüllt. Dann erhebt
 er sich die Hände himmelan ringend, und

die bitterste Thränen des Leidens stürzen aus seinen Augen: einzelne Worte stürmen gewaltsam über seine Lippen.

Sie verlohren, ruft er! alles verlohren! hin! alles hin für mich!

Er drückt den Brief, aus dem auch ihr gepresstes Herz so rührend spricht, an seine Lippen: Entzücken und Gram theilen zer-reißend seine Seele.

Aus diesem heftigen Kampf erhohlt er sich nur zu den Leiden des anhaltenden Kammers, des tiefen Gefühls, welches seine jezzige Lage über sein Wesen verbreitet. Er sucht einen Ausweg, er sehnt sich nach Rettung; ach! wo ist sie?

Er hohlt sein versiegeltes Kästchen. Gabe des besten Vaters sagt er düster, warst du zum Zeugen meines Unglücks bestimmt! Sein Blick fällt auf die übrigen Briefe, die er bei

seiner Ankunft über Wallners Brief vergaß. Unter ihnen erkennt er die Hand seines Vaters: das ist der Brief, von dem Klementine schreibt. Er bebt, indem er sein Urtheil in den Händen hält, welche kaum noch dem belohnenden Segen des Vaters entgegen reichten. Er hatte ihm Klementinens Bild geschildert, seine Gefühle, sein Glück, seine Hoffnungen; schon lange sehnte sich seine glühende Seele der zärtlichen Antwort des zärtlichen Vaters entgegen, und nun — ach was sollte er nun lesen! Er wufste es schon, und blutend rang sein Herz nach der entflohenen Ruhe:

„Dein Herz ist frei, mein Sohn,“ schrieb sein Vater, „du weißt es. Erinnerung dich meiner letzten Bitte, deines letzten Versprechens. Es gilt dein Glück: täusche dich nicht. Verlezze nicht das Sie-

„gel, wenn dein Herz nicht völlig befrie-
 „digt ist, wenn du nicht mit der Gewissheit,
 „die ächte Liebe allein giebt, felig und
 „von reiner Wonne erfüllt, die ganze Zu-
 „kunft in dem Gehalt der Gegenwart ein-
 „geschlossen empfindest. Prüfe deine Empfin-
 „dungen; aber wenn sie ohne Prüfung dei-
 „nem Geiste Bürgschaft geben, indem sie
 „dein Herz entzücken, dann — sei glük-
 „lich!“

Wer mahlt den Uebergang vom Tod
 zum Leben! Wenn alles umher zernichtet
 ist, keine Blüthe mehr sich der Hoffnung
 entgegen schmiegt, und das nasse Aug ver-
 zweiflungsvoll die weite Bahn bis zum End
 dieses freudenleeren Daseins im Grabe misst,
 und dann ein Zauberschlag die Zernichtung
 in den Himmel des Herzens verwandelt —
 was man dann fühlen würde, das fühlte jezt

Herrmann. Außer sich, schwankend unter der süßen Ueberraschung, zweifelt er, ob das, was ihm wiederfähre, Wirklichkeit oder Traum sei. Aber sein Herz giebt ihm das Gefühl der Wahrheit, das Gefühl seines Glückes. Er rafft Kästchen, Briefe, alles zusammen, und eilt fort.

Da tritt der alte Melling ein.

Ich habe Antwort von Ihrem Vater, sagte er, aber ich kann nicht recht klug daraus werden.

Herrmann durchlief den Brief.

„Alles ist gut, lassen Sie Herrmanns Herz die Sorge seines Glücks: er wird nicht wählen, ohne es fest zu gründen.“
Sehn Sie, das schreibt er mir. Was will er mit den allgemeinen Ausdrücken? Warum spricht er nicht deutlich, bestimmt?

Herrmanns Entzücken wuchs, und sein Busen arbeitete unter der Last seiner frohen, plötzlichen Gefühle.

Lassen Sie es gut sein, lieber Freund, versetzte er dem nachsinnenden Melling. Es wird sich alles entwickeln.

Er sprang fort.

Der alte Melling sah ihm nach, und schüttelte den Kopf. Ein paar sonderbare Gefellen, sagte er endlich, der Vater und der Sohn. Ich verstehe nichts: nun, wenns nur gut geht, so ist mir alles recht.

Und so gieng er wieder an seine Arbeit.

Unten vor dem Hause fand Herrmann den zu ihm eilenden Heinrich, der ihn fröhlich bewillkommte. Herrmann freute sich, ihn zu sehn, und eilte fort.

Bleib noch einen Augenblick, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen, rief er ihm nach.

Ungeduldig blieb Herrmann stehn.

Ich wollte dir einen Dienst leisten, fuhr Heinrich fort; aber ich glaube, ich habe mich geirrt, und überdies mag ichs in der besten Absicht nicht hinter dir thun. Wenn ich gleich mit der Welt lebe, so bin ich doch redlich, und fühle die Pflichten der Freundschaft.

Nie zweifelte ich daran, fiel ihm Herrmann ins Wort. — Nur jetzt kurz, lieber Heinrich, zur Sache!

Deine Verhältnisse mit Klementinen schienen mir bedenklich: ich kenne dein Herz, deine Denkungsart, deine Schwärmerei. Ich wufste, dafs mit dir kein Auskommen war, dafs dich vielmehr Vorstellungen und Widerspruch noch weiter führen würden. So vermied ich diese, und handelte —

Heinrich! rief Herrmann erstaunt.

Höre mich ganz, und wenn meine Freundschaft für dich mich irre leitete, so vergieb mir. Ich gieng gleich nach deiner Abreise zu Wallner; er kennt mich als deinen Freund —

Heinrich! rief noch einmal mit steigendem Erstaunen Herrmann.

Ich entdeckte ihm deine Lage, deine Stimmung, die Möglichkeit deines Unglücks, deiner Reue; ich bat ihn, sich als Freund mit mir zu deinem Besten zu vereinigen —

Weg von mir Verräther, schrie Herrmann außer sich — du hast mich schändlich behandelt, zerrissen ist jedes Band zwischen uns auf ewig.

Heinrich bat, beschwor, weinte, und Herrmanns Zorn löste sich in Thränen der Wehmuth auf.

Hab' ich das um dich verdient? sagte er ihm sanfter. Willst du Freude und Ruhe meines Daseins morden? Deine Absicht mag gut sein; aber dein Betragen ist nicht zu rechtfertigen, nie — als durch eben diese Absicht, setzte er befänftigt hinzu. Aber verantworte die Leiden, die du auf mich häufst.

Ich bin strafbar, doch ich bereue: höre mich, hör' und vergieb. Wallner blieb ruhig, sprach als redlicher Mann, und sagte, das Herz seiner Tochter hänge nur von ihr selbst ab — Ich wandte — Herrmann — ich wandte mich an sie —

Mensch! rief Herrmann. — — Fahre fort, sagte er nach einer Pause, sich fassend.

Sie empfing mich als einen Freund Herrmanns: sie hörte mich als das edelste Wesen. Sie werden mit mir zufrieden sein, sagte sie, und gieng. Aber wie sie gieng, waren ihre Augen schwer von Thränen —

Kannst du diese Thränen verantworten, Heinrich! rief Herrmann, indem er seine Augen mit der Hand verbarg, und gewaltsam sein Herz zurückhielt.

Bereuen, bereuen kann ich, Herrmann, und dich warnen!

Warnen!

Warnen vor Betti. Sie weiß, sie wufste um alles, sie hat an deinen Vater geschrieben.

Ha! ich sehe deutlich!

Ich legte ihre Theilnehmung eben der Freundschaft bei, die mich leitete; aber jetzt öffnen mir ihr geheimer Triumph, ihre Schadenfreude die Augen — hüte dich vor ihr.

Ich fühle nur Klementinens Thränen, ich sehe nur ihre nassen Augen. Leb wol Heinrich, ich vergebe dir.

Dahin flog Herrmann. Schnell wie ein Wettläufer legte er die zwei Stunden nach Wallners Gut zurück. Er kam an; von weitem bog er um den Busch, und faßte das Haus ins Aug. Kein Fenster blieb ununtersucht, kein Schatten entgieng seinen spähenden Blikken. Aber Klementine sah er nicht. Er eilte an Garten; die Thür aufs Feld war verschlossen. Vor der Thür standen zwei Bäume, unter jedem Baum

war eine steinerne Bank: hier hatte er so oft mit ihr, der Geliebten, und ihren Eltern im kühlen Abendhauch gefessen, und die süßesten Stunden seines Lebens zugebracht. Jetzt war alles öd und still. Er umarmte die vertrauten Bäume, die ehemalige Zeugen seines Glücks, und jetzt schien ihr Flüstern die sanfte Wehmuth zu theilen, in der er zerfloß. Zwischen den Bäumen schaute ein kleines Gartenhaus hervor, Klementinens ausschließliches Eigenthum. Hier brachte sie oft den Morgen oder den Abend in stiller Einsamkeit und im Kreis ihrer Lieblingsbeschäftigungen hin. Hier war ihre kleine Büchersammlung, hier ihr Klavier, hier der Kanarienvogel, den sie von Herrmann erhalten hatte. Oft war er hier mit ihr und ihren Eltern zusammengewesen.

Jetzt schien auch hier alles öd und ausgestorben.

Wo ist sie? rief es laut in Herrmanns Innerstem, während sein Mund keinen Ton hervorzubringen vermochte, und sein Aug durstig an den Fenstern hieng, die neidische Sommerläden verschlossen.

Sie ist nicht da! sie ist nicht da! ach wo ist sie? rief Herrmanns Herz, und Thränen flossen von neuem.

Sehnsuchtsvoll gieng er weiter an der Mauer hin. Seine Brust war geprefst, sein Athem brannte, seine Augen schwammen in Thränen der Liebe und des Grams der Liebe. Nun war er weit genug, um das kleine Gartenhaus von der Seite des Gartens zu sehn. Ein Sommerladen war halb geöffnet! Sie ist da! schallte es in Herrmanns pochendem

Bufen, und er schwang sich über die Mauer.

Da stand er, dem Heiligthum seiner Seele so nah. Seine Füße zitterten, sein Herz zog ihn vorwärts, sein Herz hielt ihn wieder zurück. Dieses Beben ohne Schuld ist nur der lautern, wahren Liebe eigen.

Er konnte nicht widerstehn, er war im Haus, er betrat die Treppe; die halb offene Thüre des obern Zimmers versicherte ihn von Klementinens Gegenwart.

Er steht wieder, der liebende Verbrecher, ohne einen Schritt vorwärts zu wagen, unfähig einen Schritt rückwärts zu thun. Da hört er seufzen, und im nächsten Moment ist er in der Thür, ohne zu wissen, wie ihm geschieht.

Hier sitzt die Geliebte, ihr holdes Gesicht mit den Händen bedekt, und an den Tisch gelehnt, so wie Herrmann vor wenig Stunden noch war. Sie weint, das ist gewiss: ihr Busen hebt sich schwer unter der Last des Kammers, und Vergessenheit ihrer selbst umschwebt sie.

Herrmann sieht das alles in einer Sekunde; in der nächsten liegt er außer sich zu ihren Füßen.

Klementine! ruft er.

Herrmann! versetzt sie, indem sie halb ohnmächtig in seine Arme sinkt.

Meine! meine Klementine!

Mein Herrmann, antwortet ihre vergebende Stimme.

Klementine! du liebst mich!

Herrmann!

Du liebst mich!

Ich liebe dich!

Ich bete dich an!

Sie schwiegen, sie fühlten, sie waren
selig.

Guter Gott, rief Herrmann, guter Gott.
sie ist!

Er ist! du bist!

Wieder eine Pause der namenlosen Em-
pfindung, der Wonne ohne Ausdruck!

Klementine! meine Klementine! ach!
welche Gegenwart! Kann die Zukunft an-
ders, kann sie weniger selig sein!

Er riss das Siegel auf; das Kästchen
öffnete sich.

Was ist das! rief er, und starrte zurück.

Klementine sah auf. Mein Bild, rief sie!

• Herrmann, dein Bild!

Sie zog ein Kästchen aus ihrem Tisch, sie riss ein Siegel auf, sie staunte sanft lächelnd zurück.

Mein Bild, rief Herrmann. Dein Bild Klementine!

Sie fehn, sie vergleichen. Herrmanns Kästchen enthält sein Bild, von Klementinen gemahlt; Klementinens Kästchen ihr Bild, von Herrmann gemahlt.

Ach! das Werk meines erwachenden Herzens! rufen beide.

Die glückliche Menschen umfassen sich mit den süßen Thränen der Wonne: Lippe schließt sich an Lippe, Herz schlägt an Herz. Da ist sie so schön bestätigt, die Gewissheit, daß sie für einander geschaffen sind. Was ihr Herz schon im flüchtigen Augenblick, da sie sich das erstemal sahen, ihnen so laut

zurief, das besiegelt nun dieser überfelige Moment.

Sie erzählen sich den Ursprung ihrer Gemälde.

Als ich zum erstenmal die Freuden der Liebe ahndete, sagte Herrmann, als mein Gefühl zu sprechen anfieng, und innige Sehnsucht meinen Busen füllte, da erhob sich dies Bild in meiner Seele: ich konnte ihm keinen Namen geben, aber ich gab ihm mein Herz. Treu begleitete es mich auf allen Wegen: überall stand es mir zur Seite, und lächelte mir eine selige Zukunft zu. Damals mahlte ich mit der Glut der keimenden Liebe: das Gemäld vermifste ich bald, aber das himmlische Bild blieb mir. Hier, hier hab ich das angebetete Urbild: aber wie bekamst du deine Kopie?

Auch ich mahlte mit sehnfuchtsvollem Herzen das geheime Ideal meiner Sehnfucht; auch ich vermifste das Gemäld, ohne das Bild zu verliehren. Meine Kopie, Herrmann, dein Werk, erhielt ich in diesem versiegelten Kästchen von meinem Vater. Werde glücklich durch dein Herz, mein Kind, sagte er: es ist frei, laß es wählen. Und wenn es gewählt hat, wenn deine Seele mit froher Ahndung die Wonne einer ganzen Zukunft in der reichen Gegenwart eingeschlossen fühlt, dann öffne dies Siegel, und bleiben Gefühl und Wahl dann bestätigt, so bringt dir sein Inhalt meinen Segen.

Geliebte! ruft Herrmann außer sich —
die Worte meines Vaters!

Deines Vaters, sagte sie erschrocken. —

Ach! wo reis mich mein Herz hin! O Herrmann, dein Vater — —

Segnet mich, segnet dich — O die Wünsche, die Worte der Guten sind erfüllt! sie verstanden sich zu unserm Glück! Meine Klementine, sie segnen uns

Sie segnen euch, Kinder, riefen Bodin'g und Wallner, und sanken in die Umarmung der Kinder. Dann verbarg sich Klementine am Busen der Mütter.

Hier bin ich, lieber Herrmann, sagte Vater Bodin'g, um dein Glück zu genießen, dessen ich nun versichert bin. Wenn die Liebe im Herzen der Kinder wählte, so sehnte sich die Erfahrung im Vaterherz nach Gewissheit. Wol dem eurigen, das in der Erfahrung nur die Bestätigung seines Glücks finden wird!

—Bester Vater, schluchzen beide an seinem Hals.

Und nun, Herr Bruder! ruft Boding.
Der gute Amtmann tritt mit nassen Augen
herein.

Ist nicht aus meinem Sohn ein glück-
licher Mensch geworden?

Jetzt glaub' ich an Simpathie, sagt der
gerührte Falkner.

IV.

Ludwigs Traum.

VI

THE T. C. W. B. D.

Ein friedliches Thal im Elfaß war Ludwigs Wiege, und die innigste Liebe zärtlicher Eltern in dem reizenden Thal Ludwigs Erzieherinn gewesen. Im stillen Frieden keimte sein Leben, und die süßen Spiele der Kindheit verlohren sich nur für ihn, um den süßern Blüthen der Jugend zu weichen. Er verlor nichts, denn ihm wurde so reicher Ersatz! Die Schuldlosigkeit des früheren Alters umarmte sanft auch den Jüngling, und das Herz, in welchem sie die sprossende Liebe pflegte, fand in den Freuden des zwanzigsten Jahrs die Freundin des zehnten wieder.

Theodore war seine Nachbarinn; in seinem zehnten Jahr seine Gespielinn, im zwanzigsten seine Geliebte, im ein und zwanzigsten seine Gattinn: aber in diesem Verhältniß vereinigten sich alle vorhergehenden zum lieblichsten Ausdruck der Glückseligkeit. Die Kinder hatten die ersten Töne zusammen gelallt, und wie sie sprechen lernten, wurden aus den abgebrochnen Tönen vollendete Worte der Liebe: die Gespielen theilten jede kleine Lust der Kindheit, allein nur so getheilt wurde sie ihnen zur Freude. Das Mädchen wurde dem Jüngling alles, er ihr; auf ihren Lippen, Herz an Herz, Sinn am Sinn fanden sie den Inhalt der ganzen vergangnen Zeit, die Wonne der Gegenwart, den unerschöpflichen Reichthum der Zukunft.

Was sich die Liebende waren, blieben sich die Gatten. Segnende Eltern knüpften das

Band, welches die Herzen der Kinder schon
 geschlungen hatten, und das reinste Glück
 goß seinen süßen Zauber über zwei ver-
 schwisterte Familien durch zwei innig ver-
 schwisterte Seelen aus.

Ach da flammte der Zorn des Schicksals
 über das friedliche Thal: die Zerrüttung
 des Vaterlands stürzte auch über die abge-
 schiedne Stätte feliger Ruhe die Trümmer
 der Zerstörung, und politische Wuth ver-
 schlang das Glück der Natur!

Die Schrekken der Revolution brachen
 über die frohe Familien, und ihren Wohnort
 herein. Theodorens Mutter wurde das erste
 Opfer: ihre zarte Gesundheit erlag der
 furchtbaren Gährung um sie her. Bald tobte
 die Gefahr näher: Ludwigs Vater war den
 grausamen Häuptern der Partheiwuth verra-
 then, man nannte ihn verdächtig; er wartete

ruhig im Bewußtsein der Unschuld, was das Laster über ihn beschließen würde. Da brachte ihn eine plötzliche gefährliche Krankheit an den Rand des Grabs, und entriß ihn für jezt seinen Verfolgern.

Aber nun schwebte Ludwig in der äußersten Gefahr. Der Grimm, dem sein Vater zu entgehn schien, konnte so leicht den Sohn zum Opfer seiner beraubten Rachsucht wählen, und alle Nachrichten der gutmüthigen Landleute, die um sie lebten, und deren Herzen sie immer noch beherrschten, alle Winke der entfernten Freunde stimmten bald dahin überein, diese traurige Möglichkeit zur schrecklichen Gewissheit zu machen.

Nur wenig Augenblicke der Rettung waren noch übrig: die Rettung hies Flucht, aber die Flucht hies Trennung von Theodoren, die er mehr liebte, als sein Leben,

und von einem sterbenden Vater, dem er Leben, und das Glück dieses Lebens dankte. Und Ludwigs Herz liebte und dankte so innig, so namenlos!

Willst du mich elend machen aus Liebe, mein Sohn! stammelte der erschöpfte Vater. Soll ich deinen Kopf fallen sehn, und mit dem Bewußtsein des blutigsten Jammers ins Grab sinken! Flieh, um dich zu retten; rette mir den Sohn, Theodoren den Geliebten, dem Kind eurer Liebe den Vater!

Mit zerrissnem Herzen lag Ludwig auf den Knien vor dem Bett des Vaters; Theodore hieng in Thränen und halb ohnmächtig am Hals des Gatten; die matten väterlichen Hände waren zwischen den trostlosen Kindern getheilt.

Aber soll ich euch hilflos lassen, ihr Theuern, ihr Geliebten, ruft Ludwig mit

der banger Stimme des ahnungsvollen Entsezens: hilflos hier im Getümmel der Zerstörung, von Mördern umringt, in jedem Moment vom Tod bedroht!

Theodore ist sicher: noch hat das Verbrechen die hilflose Unschuld verschont, und wenn ich erliege, so sind meine Schwestern... Aber wenn du dem Verderben in offenen Rachen stürzt, o Ludwig, was dann?

Ludwig benezt die Hand des schluchzenden Vaters mit heißen Thränen: dann reißt er sich wieder von der geliebten Hand los, und schließt sein angebetetes Weib in die bebenden Arme.

Theodore! dich soll ich verlassen: von dir Niehn, die mir das Leben giebt, und bald, ach bald die süße Vaterfreude!

Sie umschlangen sich im sprachlosen Gefühl der Verzweiflung.

Um meinetwillen! flüstert sie endlich, indem ihre Stimme von Thränen erstikt wird; um deines Kindes willen!

Das holde Weib hat ihrem zitternden Herzen die Worte der Trennung abgerungen; aber ihre strömende Augen wollen sie wiederrufen. Sie verhüllt das nasse Gesicht, und sinkt an Ludwigs Brust.

Um deinetwillen! um unsers Kindes willen! ruft er, und drückt sie an das hochklopfende Herz. Um deinetwillen den Tod! um deinetwillen dies fürchterliche Leben ohne dich. Leb wol, Geliebte! leb wol! Wiedersehn! Vater, bester, lieber Vater, leb wol! Wiedersehn! lebt, lebt wol!

Er stürzt aus den Armen der Gattin an den Busen des Vaters, dann wieder in

der Geliebten Arme. Die Worte verstummen: nur Thränen und heisse, wallende Seufzer sprechen, und jeder Moment des Losreissens löst sich in wiedervereinigende Umarmung auf.

Ludwig! ächzt warnend der Vater. Die Zeit flieht, und du bleibst!

Sprachlos staunt er empor, und flieht: dann steht er wieder, mit glühendem Blick die theuren Schätze seines Lebens umfassend, die er verlassen soll. Der Vater verbirgt sein abgehärmtes Gesicht in die Kissen! Theodorens Blick begegnet mit der Verzweiflung der Liebe ihres Ludwigs Aug.

Theodore! ruft er noch einmal an der treuen Brust. Ihre Lippen können sich nicht mehr trennen, ihre Seelen sträuben sich innig verbunden wie ihre Arme dem Ruf der Trennung entgegen.

Leb wol! Um der Liebe willen! sagt zulezt leise Theodore, da sie wankend sich loswindet.

Um deinetwillen! Wiedersehn! ruft Ludwig, und reißt sich gewaltsam hinweg.

Er flieht; die brennenden Blikke fliegen unzähligemal nach dem lieben Haus zurück, seine Brust hebt sich von heisser Sehnfucht schwellend den fliegenden Blikken nach; oft steht er still, oft wendet er den eilenden Schritt, um wieder in die Arme der Liebe zu kehren. Aber da tönt in seinem Innersten Theodorens süsse Stimme: Um meinetwillen! und die Liebe reißt ihn von der Geliebten fort. Er hört ihre sanfte Stimme wiederholen: Um unseres Kindes willen! Süsse Ahndung schauert durch sein Herz voll Gram, und durch die Nacht der Zukunft, die sich dicht um ihn legt, schimmert

ein freundlicher Strahl besserer Tage. Er sieht Theodoren glücklich, er ist's; bis das Gefühl des jezzigen Elends ihn wieder mit doppelter Finsterniß umhüllt.

Sicher trugen den armen Ludwig seine Schritte auf den verborgnen Wegen der Wälder und Gebirge über die Grenze hin; er verlor sich in die friedlichen Schweizerthäler, und suchte bei der gütigen Natur Trost für sein verwundetes Herz. Doch der Trost wurde bald neue Nahrung seines Kummers. Jeder schöne Morgen, der von den Eispitzen der Alpen in die stillen Thäler herabstieg; jeder liebliche Abend, der unter dem Geläute der Heerden, und dem Ton der Flöte an den Alpenwänden feierlich schön dahin glühte; jede Szene der süßen Häuslichkeit, des stillen Glücks der Liebe, jeder Kuß schuldloser Hirten, und jedes Jauch-

zen ihrer blühenden Säuglinge, wiegte sein Herz in die Träume der sanften Sehnsucht, um es dann zu den Qualen der fruchtlosen erwachen zu lassen. In seinem blutenden Herzen lagen Theodore, sein Sohn, sein Vater, aber ach! an seinem wallenden Busen lag niemand!

Wie der Leidende nach einiger Nachricht von seinen Geliebten schmachtete! Sie hatten ihm nach der Schweiz folgen wollen, aber schon waren drei Monathe über die Zeit verfloßen, und niemand erschien. Ludwig konnte es nicht länger tragen: er machte sich auf, bestrich mit Lebensgefahr die Grenzen, wagte sich unter mancherlei kühnen Verkleidungen in das Innere — umsonst! mit Mühe entrann er der Entdeckung und dem Tod, aber keine Nachricht wurde ihm.

Er durchzog nun Teutschland nach allen Richtungen, um seine Geliebten vielleicht in einer andern Freistätte zu finden, weil ihnen die Flucht nach der seinigen mißlungen sein konnte. Keine Vermuthung, keine Möglichkeit entschlüpfte dem Blick der Liebe, mit dem er sie ängstlich und sehnsuchtsvoll hütete: kein Leiden, keine Beschwerlichkeit ermattete den Eifer der Liebe, den in seinem vollen Herzen das Gefühl für seine Lieblinge nährte. Oft sank er erschöpft, ohne Labung, ohne Brod im Dunkel weiter Wälder nieder: oft mußte er lange Wochen hindurch mit Mangel und Kummer ringend, jedes Ungemach der Jahrszeit ertragen, ohne eine Stätte der Ruhe zu finden: und fand er sie, so konnte er oft seinem gastfreien Wirth kaum danken, weil Krieg oder Gesez ihm wieder Lebewol zu sagen geboten: doch Ludwig

liebte, und wie er liebte, wurden Ungemach und Jammer aus den Feinden zu Pfleglingen seiner Liebe, die hehr und innig an Schwierigkeiten, wie an stützendem Geländer emporstieg.

Alles Leiden des hilflosen Verbannten hatte Ludwig jetzt beinah zwei Jahre geduldet, und immer nichts von seiner Theodore, von seinem Kind, von seinem Vater entdeckt: Rastlos kehrte er wieder nach der Schweiz zurück. Vielleicht find' ich nun Spuren von ihnen in dem Land, das uns vereinigen sollte, sagte er sich, und die Liebe in seinem Herzen schloß zärtlich beruhigend dem Zweifel den Mund: vielleicht kann ich mit besserem Glück über die Grenze streifen, vielleicht bis zu meiner verlassnen Heimath vordringen. Und verlihr ich dann auch mein Leben, so vereinigt mich der Tod wieder

mit ihnen, mit ihr, ohne die mir die Welt zum Grab wird.

Die Thränen süßer Wehmuth füllten sein Aug, da er von weitem das freundliche Schweizerthal wieder erblickte, das den Flüchtling zuerst aufgenommen hatte.

Der Mittag übereilte ihn, eh er es erreichen konnte: heiss brannte die Sonne, und keine kühlende Luft schwebte über die lechzende Flur. Ludwigs Schritte schwankten, seine Brust athmete schwer, und seine Augen schlossen sich unwillkührlich. Er lenkte vom Weg ab, nach einem schattigten Busch, aus dem ein Ziegeldach hervorschaute. Wie er näher kam, sah er das kleine Haus völlig geschlossen: aber rings um dasselbe die Spuren des geschmackvollen Fleisses. Sanft in den Schatten der blühenden Bäume gehüllt,

schien es die stille Wohnstätte verborgher Glücklichen zu sein.

Die guten Leute sind bei ihrer Heerde, sonst dürft ich gewiss einen labenden Trunk von ihnen hoffen, sprach Ludwig bei sich selbst. Ich will in ihrem gastfreien Schatten ruhen: der Schlaf überwältigt mich. Er wird mir neue Kräfte geben, und am Abend bin ich in meinem Thal.

Er lagert sich auf dem weichen Rasen, und schlummert bald in süsse Ruhe hinüber. Leise flüstern die Blätter um ihn, wenn ein kleiner Vogel durch sie hinschlüpft, und das stille Schwirren des Mittags umschwebt den Schlummernden im kühlen Schatten.

Frohe Erscheinungen schmiegen sich freundlich um sein ruhiger schlagendes Herz. Zuerst wallt ein ahnungsvolles Gemisch halb dunkler Bilder vor ihm hin: dann erheben

sich aus dem süßen Getümmel einzelne Gruppen früher, glücklicher Zeit. Endlich scheint ihn ein ätherischer Duft zu umgeben, durch welchen nur hie und da der ganze heitere Blick der Sonne dringt. Aber bald rollt der Duft wie ein Schleier von dem entzückenden Gesicht der Geliebten, und sein überraschtes Aug berauscht sich im vollen Reiz der vaterländischen Gegend. Er klimmt den Rasenhügel hinan, an den sich die väterliche Wohnung lehnt; er kömmt von der Jagd, und sehnt sich in der Laube auf des Hügel's Spitze dem Kufs seiner Theodore entgegen. Nun hat er den blühenden Hügel erstiegen; schon winkt ihm fernher die Laube, wo ihn der sanfte Grus der Liebe erwartet. Er fliegt über den grünenden Boden hin; noch eine Wendung hat er zu machen, und dann — dann eilt

ihm schon Theodore, seine geliebte Theodore in die offenen Arme. Sein Busen klopft der süßen Last entgegen, die mit eben so laut schlagendem Herzen an ihn sinken wird: er hat die Krümmung des Wegs zurückgelegt, schon öffnen sich seine Arme, und sein Aug strahlt Sehnsucht —

Ach Theodore erscheint nicht! sein geliebtes Weib eilt ihm nicht wie sonst entgegen! Angst zischt kalt durch seine warme Brust: er will fliegen, und kann nur fortwanken.

Theodore! fühlt er im Innersten seines Herzens, und der reiche Gehalt des Zauberworts giebt ihm alle Kraft wieder. Dahin schwebt er; noch sieht er nichts, aber in seinem Herzen flammt das himmlische Feuer der Liebe.

Nun ist er der Laube nah genug, um durch das leise Spiel der dichten Blätter

hindurch ein leises Regen wahrzunehmen. Er schleicht langsam hinzu. Meine Geliebte schlummert, sagt er sich; ich will sie bewachen um sie zu erwecken. Er pflückt im Vorübergehn Rosen für ihr Lager. Die Gute muß auf Rosen schlafen, setzt er hinzu, und küßt die Blumen, die er ihr bestimmt.

Jetzt stiehlt sich sein Blick durch das Dickicht, um die holde Schlummernde zu entdecken. Himmel! wie innig überrascht schlägt sein Herz dem frohen Anblick entgegen!

Lieber Laufcher! ruft ihm Theodorens sanfte Stimme zu, indem sie ihn mit schalkhaftem Blick der Liebe entdeckt: hieher — sieh, was dir bestimmt ist!

Außer sich stürzt er in ihre Arme, von denen ihm das schönste Kind entgegen lacht. Himmlisch lächelnd legt es ihm die reizende

Mutter in die seinigen, indem sie ihren Mund von den Lippen des Knaben trennt, um sie auf die Lippen des glüklichen Vaters zu drükken.

O Gott! Theodore! meine Theodore! mein Kind! ruft Ludwig mit lauter Stimme, und fühlt, wie der Schlummer von seinen Augen schwindet.

Um meinetwillen! um der Liebe, um deines Kindes willen! Gerettet! — o mein Ludwig, wieder mein! tönt die süsse Stimme seiner Theodore dem Erwachenden entgegen.

Ludwig ist in dem kühlen Schatten erwacht: in seinen Armen lächelt der schöne Knabe, an seinen Lippen hängt Theodore, froh umschlingt der genesene Vater den wiedergefundenen Sohn.

Theodore! Kind! Vater! ruft er, und vergeht im Entzücken der überraschenden Wonne an dem Busen des angebeteten Weibes, in den Armen des Vaters, sein Kind an sein Herz drückend.

Noch bewohnt die wieder vereinigte Familie mit dem stillen Glück das kleine Haus mit dem Ziegeldach, im Schatten der Bäume, nicht fern vom Eingang des gastfreien Schweizerthals.

V.

Wunsch und Besitz.

Ein Wagen mit vier schnaubenden Pferden
raffelt über das Pflaster hin, und das Post-
horn schmettert in das Raffeln des Wagens
und das Brausen der Pferde, daß alle Fen-
ster aufstiegen, und Kopf um Kopf heraus-
fährt, um zu sehn, was der Lärm bedeute.
Kaum nimmt der flüchtige Blick einen hüb-
schen jungen Mann wahr, der mit lachender
Miene in Strassen und Häusern alte Bekannte
zu begrüßen scheint, und neben ihm einen
Bedienten, da ist das wilde Fuhrwerk schon
vorübergerollt, und nichts mehr zu entdek-
ken. Nur einem Schwarm Neugieriger, die
dem Wagen im murmelnden Haufen nach-

setzen, und den Köpfen in den Nachbars-
häusern gelingt es zu sehn, wie die rauchen-
den Pferde an dem etwas abgelegnen Haus
des kürzlich verstorbnen Geheimenrath Win-
ter halten, und Herr und Bedienter mit
raschem Sprung in die weit geöffnete Thür
fahren.

Bald wird der Haufe der versammelten
Neugierigen gröfser, und nach zehn Minu-
ten weifs beinah die ganze nicht grofse Re-
sidenz, dafs der eben angekommene Fremde
niemand anders sei, als der einzige Erbe
des reichen Winter, der junge Palmhold.

Der junge Palmhold! flüsterte Alt und
Jung, und Jung und Alt spann eigne Ideen
und eigne Plane.

He! bist du da, du guter Junge! rief
der Oheim Bernhard, wie er die Nachricht
hörte, und lief, noch eh sein Wagen ange-

spannt war, so geschwind als es seine podagrifchen Füße erlaubten, um den Neffen zu umarmen, den er nun schon mehrere Jahre nicht gesehn hatte.

Willkomm, willkomm hier, lieber Universalerbe, rief er, indem er ins Zimmer wankte, und sich von dem frohen Neffen in eine herzliche Umarmung auffangen lies. Wie geht dirs! was machst du! Nun wollen wir leben.

Ja, das wollen wir, lieber Oheim, versetzte der rasche Jüngling, und küßte den freundlichen Alten von ganzer Seele.

Der alte Vetter hats gut mit dir gemeint, fuhr Oheim Bernhard fort, und versank behäglich in die weiche Kissen des Sopha, während dem sein Aug wolgefällig an Palmhold hinunter glitt.

Sieh dir einmal das köstliche Sopha an, setzte er hinzu, und wiegte sich auf den Stahlfedern. Und so ist alles, alles! Und Geld die Menge.

Der gute Mann, sagte Palmhold, hat selbst so wenig davon genossen. Eben hab' ich das kleine Stübchen gesehen, worinn er wohnte, und den alten Sessel, in dem er starb: alle seine Herrlichkeiten waren nicht für ihn, und er war nur für sein Geld. Das wollen wir besser machen, Oheim, denk' ich.

Das denk ich auch, braver Neffe. — Was du glücklich bist, grade in den Jahren des Genusses so herrlich zu erben! Wär ich nur in deinem Alter so reich gewesen, als ichs später wurde! Und doch hab ich wakker nachgeholt. Hör', guter Junge, wenn du knikkerst, so sei dir Gott gnädig —

Sein Sie ruhig, lieber Oheim: das wird mein letzter Fehler sein; das kann ich gar nicht, wollt' ich auch. Wir wollen genießen, Onkelchen, genießen wollen wir!

Nun laß uns einmal rechnen! Dein Haus ist schön; mit allem versehen, was Pracht und Bequemlichkeit fordern. Vor der Stadt hast du ein Gartenhaus, dem es eben so wenig fehlt. Im Keller liegen köstliche Weine: einen Koch will ich dir ausmachen, der seines Gleichen nicht hat, etwa den meinigen ausgenommen: ein paar Züge sind zu verkaufen, die sich recht gut in deinem Stall ausnehmen werden: Leute kannst du hier haben, wie du sie wünschen magst, schön und schlank wie die Tannen, und im Dienst geübt. Siehst du, Nefte, alles beut dir die Hand zum Glück: du darfst nur zugreifen.

Und will es, lieber Oheim. Noch heute wollen wir mit unsern Einrichtungen anfangen.

Recht so, lieber Junge, recht so! Laß dich küssen! Die Zeit ist kostbar, die Minuten verrinnen, eh man sie genießt. Die Sechzig werden dir auch schnell genug herankommen, und dann — bedenk die Reue, wenn man sie auf dem Hals hätte, ohne die schöne Zeit benutzt zu haben. Also frisch vorwärts! Mein Rath ist dir sicher, und Oheim Bernhard soll dir nie fehlen.

Dankbar drückte Palmhold dem Oheim die zitternde Hand.

Du bist reich genug, fuhr dieser fort, um dir jeden frohen Genuß zu verschaffen, und doch jährlich übrig zu behalten: und, lieber Neffe, das ist eine Hauptsache. Man muß nicht knikkern, aber doch für die

Freude der Zukunft sorgen, und darum immer im Vorschufs sein. Die Stadt ist nicht sehr groß, allein desto besser! Sie vereinigt alle Hilfsmittel des angenehmen Lebens, und erspart dir das Zusammentreffen mit wichtigen Nebenbuhlern, indem sie dich als den Einzigen in deiner Art besitzt. Alles was Anstellung und Zwang heisst, mußt du sorgfältig vermeiden, und wollte dich auch der Fürst zum ersten Minister machen. Bleibe unabhängig, und diene deinem eignen Genuß.

Das andere kann immer noch werden, unterbrach ihn Palmhold, wenn einmal die ganz jungen Jahre vorbei sind: dann läßt sich noch immer dem Staat dienen.

Lieber Nefte, erwiederte Oheim Bernhard mit ernstem Blick, wenn du Ehrgeiz hast, so gieb deinen Genußplan auf. Ist es dir

aber Ernst mit diesem, so entsag dem Ehrgeiz und der Liebe auf ewig.

Er sah den Jüngling starr an. Dann sagte er nach einer Pause halb lächelnd:

Ja, ja, der Liebe! Heirathen und seines Lebens froh werden, wie ichs meine, geht unmöglich zusammen; und lieben ohne zu heirathen, lieber Nefte, das ist gar volle Tollheit. Um zu genießen, mußt du unabhängig sein, und das bist du nicht, wenn du Leidenschaft fühlst. Alles muß zu deinem Vergnügen dienen, nichts zu deiner Anstrengung, und Leidenschaft strengt an. Also weg damit! Dafs ich dich nur in meinem Leben nicht als seufzenden Schäfer oder frommen Ehemann sehe: mit deinen Anlagen! — Nein, es wäre mein Tod!

Nun, nun, lieber Oheim, wir werden darüber schon einig werden, hoff' ich.

Nie anders, als ich dir jetzt sagte: und du wirst mir bald selbst Beifall geben, wenn erst der romantische Anfaß, der deinem Alter eigen ist, vor der wahren Weisheit des Lebens verschwunden sein wird. Thu ihm nur bald sein Recht an. Die Schönheit muß uns freuen, nicht fesseln: und das, was so viele Menschen zur Unzeit unter dem Namen Herz so groß ziehen, daß es ihnen schnell über den Kopf wächst, darf nie der strengsten Vormundschaft des Verstandes ent-
 schlüpfen.

Palmhold schüttelte leise den Kopf über die Grundätze des Oheims Bernhard, denn in seinem Innern widersprach ihnen ein namenloses Etwas zu mächtig. Doch schwiegen seine geheime Betrachtungen bald wieder vor den Lokkungen des Plans, den sie jetzt für künftigen Genuß zusammen entwarfen.

Die Ausführung wurde nicht verschoben. In kurzer Zeit machte der reiche Erbe Palmhold ein prächtiges Haus. Seine Zimmer glänzten von Gold, Seide und Mahagoni; aber die milde Eleganz weihte die Pracht zur Dienerinn der üppigsten Bequemlichkeit. Feste in der Stadt wechselten mit Festen in seinem Garten: man speißte köstlich bei ihm, und die trefflichsten Weine folgten auf die ausgesuchtesten Speisen. Seine Pferde und Wagen waren so schön, wo nicht schöner als die fürstlichen: ein Heer von Bedienten aller Art und Gestalt füllte seine Vorfälle: Mahlerei, Musik, alle Künste machte er seinem Genuß zinsbar, und die edle Weise, auf die er ihn mit jedermann theilte, versammelte alles, was nur ausgezeichnet war, um ihn her, und bildete ihm einen kleinen Hof, unter dem sich beinah eben so viel

Neider als Bewunderer, und nur wenige Unbefangene befanden, die gern seine Freunde geworden wären, wär' er nur jetzt der Freundschaft fähig gewesen.

Er schwebte in Entzücken: jeder Tag gieng ihm über Rosen auf und unter, und Oheim Bernhard schien sich in dem glänzenden Fortgang seines Zöglings zu vermehren.

Das heisst sein Leben genießen, sagte er ihm oft: nicht wahr lieber Junge! und schlug fröhlich dazu in die Hände.

Es lebe die Freude, Onkelchen! jauchzte Palmhold, und fiel dem Alten so kräftig um den Hals, dass sie zusammen aufs Sopha taumelten.

Ein Jahr mochte ohngefähr in diesem süßen Rausch verfloßen sein, da begann sich eine Unbehäglichkeit in Palmholds Busen

einzuschleichen, die er sorgfältig vor seinem Oheim verbarg, weil er sie so gern vor sich selbst verborgen hätte. Aber jedes Bestreben dieser Selbsttäuschung war fruchtlos. Das Gefühl einer kalten Leere zog ihm die Brust unter dem Geräusch der fröhlichsten Feste zusammen, tönte ihm durch das vollstimmigste Konzert entgegen, und hauchte ihn aus dem wärmsten Gemälde an. Wie heimliche Sehnsucht stieg es oft so mächtig in seinem Herzen auf, daß er aus seinem prächtigen Haus auf das freie Feld hinaus hätte fliehen mögen; dann hüpfte der lauteste Zirkel der Gesellschaft um ihn herum, wie lebloses Figurengewimmel, und stille Bangigkeit glitt durch das Innerste seiner Seele.

Eines Abends trat er aus dem glänzenden, vollen Saal in ein Kabinet, wo zwei

junge Leute zusammen waren, die sich vor einigen Tagen versprochen hatten. Im traulichen Geschwätz unschuldiger Liebe mochten sie wohl eben einen süßen Kuss gewechselt haben; denn wie er eintrat, flohen sie sanft bestürzt schnell zur andern Thür hinaus, und verlohren sich einzeln wieder zur übrigen Gesellschaft.

Aber Palmhold hatte den Kuss gesehen, und die unbestimmte Sehnsucht seines Herzens schmiegte sich innig an das holde Bild dieses schnellen, reichen Augenblicks. In tiefen Gedanken warf er sich auf einen Sessel, und blieb so lange, daß ihn Oheim Bernhard, der ihn endlich vermißte, und allenthalben auffuchte, noch in sanften Träumereien versunken fand.

Palmhold! guter Junge! rief der Oheim, und schlug die Hände mit tragi-komischen

Ausdruck über dem Kopf zusammen: was treibst du um des Himmelswillen hier?

Ich denke an das Etwas unter dem Namen Herz, lieber Oheim. Es muß ein reiches Etwas sein, reicher wie ich mit meiner ganzen Erbschaft, und all meinen gekauften Freuden bin!

Sentimentalisch! Weh mir! sagte Oheim Bernhard.

Und was den Namen betrifft — den laß ich Ihnen; aber ich hab' es gewiß unter keinem Namen groß gezogen, und doch — er legte die Hand mit rührender Lebhaftigkeit dahin — doch fühl ich, daß es wächst.

Weh mir! der Schäfer ist im Anzug! versetzte der Oheim wieder, und sprang fort, so gut er konnte!

Wenn Palmhold zurückkömmt, rief er im Weglaufen, so schik ihn doch zu mir, bitt' ich dich.

Am andern Tage lacht zwar Palmhold mit dem persifflirenden Oheim über sich selbst, aber nur halb gern. Immer kehrt das Bild des vorigen Abends in seine Seele zurück, und eine bessere Ueberzeugung regt sich in dem Herzen, das Oheim Bernhard leugnet.

Um des Himmelswillen, was fang' ich mit dem jungen Menschen an? sagte dieser zu sich selbst, da er sah, daß kein Fest und kein Lärm ihn ganz von seiner Schwermuth heilen wollte. Soll ich ihn mit Gewalt übertäuben, oder soll ich dieses ungelehrige, und doch so schülerhafte Herz der Mode in die Schule geben?

Er sah lang und nachdenkend in die Flamme, die im Kamin loderte, und ein Pakt alter Liebeskorrespondenz verzehrte, das er heut im Unmuth aufgeopfert hatte.

Beides, fuhr er zuletzt lebhaft fort: beides will ich verbinden, und wenn es dann nicht gehn sollte, so hab' ich umsonst gelebt, denn mein bißchen Erfahrung wär dann gar nichts werth.

Von neuem stürzte er den sinnenden Palmhold in den wilden Strudel der Zerstreuung: jede verborgne Lökkung der Freude wurde aufgeboten, seine jugendliche Reizbarkeit aufs neue zu bestrikken, und ein Paar Damen vom grofsen Ton kamen eben mit dem Winter zur rechten Zeit in der Residenz an, um allen Planen des Oheim Bernhard zum Hinterhalt zu dienen.

Aber er zerstreute den guten Neffen nur, ohne ihn ganz zu beschäftigen, und die glückliche Ehe des jungen Paares, dessen Kufs seine Seele geweckt hatte, senkte in die erwachte ein Bild, das er nie verlassen konnte, und dessen lieblicher Eindruck jeden berechneten Angriff schwächte. Der Oheim vermehrte Zerstreuung und Aufwand, und Palmhold suchte selbst in der Verdopplung seiner Anstalten zum Genuß den Mangel seiner Wirklichkeit zu ersetzen, den er sich nicht mehr zu leugnen wufte.

Die Pracht seines Hauses forderte den Neid auf, der nicht länger schweigen konnte, weil ihm nun zu weh geschah: freundlich reichte die Intrigue ihrem hagn Bruder die Hand, und beide schlichen vertraulich nach ihrer Werkstätte.

Palmhold feierte eben den Geburtstag seines Oheims. Von dem Glanz hundert brennender Kerzen strahlte heut ein hellerer Widerschein, wie gewöhnlich, über sein Gesicht: er schien seine bisherige Erschöpfung im Arm der Freude zu vergessen, und Bernhard dankte dem Schicksal, das ihn nach seinem Begriff klug machen zu wollen schien.

Mitten im frohen Getümmel erhält Palmhold ein versiegeltes Papier: er liest und erblasst. Noch zu wenig mit der Verstellung bekannt, winkt er dem Oheim, der ihm ins nächste Zimmer folgt.

Lesen Sie, sagt er wild, und rathen Sie.

Der Oheim las das fürstliche Reskript, denn das war das Papier, das so unversehens seinen süßen Triumph stöhrte. So lang er

in der Welt gelebt hatte, so konnte doch auch er seinen Wangen nicht wehren, über die plötzliche Stöhrung all seiner Hoffnungen zu erblaffen.

„Der unmässige Aufwand,“ hiefs es in dem Reskript, „den Palmhold mache, vertrage sich nicht wol mit guter Ordnung und gutem Beispiel im Staate. Man verkenne sein Recht über das Vermögen nicht, das ihm zugehöre: doch versehe man sich auch zu ihm, dafs er das Recht des Fürsten nicht verkennen werde, da zu gebieten, wo es ihm zukomme; und wenn man ihm jetzt nur rathe, sich einzuschränken, oder, wolle er das nicht, einen andern Ort zum Aufenthalt zu wählen, so hoffe man um so mehr, dafs er sich diesem Rath fügen werde, den man aus Schonung einem ausdrücklichen Befehl vorgezogen habe.“

Nun Oheim? sagte Palmhold, wie dieser gelesen hatte, und die Arme vor Erstaunen sinken lies, indem das fatale Papier an die Erde fiel.

Nichts als Neid, versetzte Oheim Bernhard: elende Eifersucht! Dein Reichthum, dein Aufwand reizt sie, und sie wollen verhindern, was sie nicht nachahmen können. — Aber laß das nur gut sein: ich weis schon, wie es wieder ins Gleis zu bringen ist.

Ins Gleis zu bringen! fuhr Palmhold heftig auf. Ich will nichts gut gemacht wissen, wo alles verdorben ist. Ich bin beleidigt, und werde mir Recht schaffen, und Rache. Morgen reiß ich.

Umsonst blieben alle Vorstellungen des Oheims: Palmhold reiste am andern Morgen mit allen seinen Pferden und dem gan-

zen zahlreichen Gefolg seiner Dienerschaft unter grossem Geräusch an dem fürstlichen Schloß vorbei, und lies sich in der einige Meilen weiter gelegenen reichen und glänzenden Handelsstadt nieder.

„Hab ich nicht seiner Zeit vorausgesagt, was jetzt geschehn ist?“ schrieb Oheim Robert an den aufgebrachten Palmhold. „Aber du glaubtest dem wollüstigen Bernhard, und mein Rath war vergeblich. Die Erfahrung hat ihn bestätigt, und dein Brief, lieber Palmhold, beweist mir, dafs deine edle Seele sich nicht mit dem Gefühl zu trösten vermag, dafs es dir nicht an Reichtum gebricht. Du fühlst deine Ehre beleidigt: die erhabenste Empfindung des Menschen ist in dir erwacht, und hat endlich die Ketten der Lust zerrissen, in welchen du schimpflich erlagst. Lafs dich von

„diesem edlen Gefühl leiten: komm hieher,
 „zu mir, und was mein Rath, meine
 „Freundschaft und meine Erfahrung für dich
 „thun können, das ist schon im Voraus
 „dein. Ich hoffe, dich gerächt, und was
 „noch mehr ist, deinen Namen auf immer
 „ausgezeichnet zu sehn.“

Palmhold flog in die Arme des Oheims Robert; aber er fand keine Umarmung, so willkommen er ihm auch war. Mit dem kalten Anstand des Ministers wurde er empfangen, mit der kalten Klugheit des ausgelesenen Staatsmanns berathen.

Du hast alles, was du bedarfst, um dein Glück zu machen, lieber Neffe, sagte ihm Oheim Robert. Vermögen, Gestalt, Bildung, gefällige Wendung, alles vereinigt sich, dir den schönsten Weg zur Ehre zu bahnen. Nur entsag allem kleinlichen Hang:

wer der Ehre lebt, muß ihr allein leben, sonst ist sie für ihn verlohren. Morgen stell' ich dich dem Fürsten vor.

Der Fürst empfing den Neffen seines Lieblings mit ausgezeichnete Güte, und der ganze Hof machte dem Neffen des allmächtigen Ministers die eifrigste Aufwartung. In Palmholds Seele war durch die letzte Beleidigung die Eitelkeit erwacht, und jetzt trat der Ehrgeiz an ihre Stelle. Bernhards Lehre vom Genuß des Lebens schlich ins Dunkel zurück, und Roberts Grundsätze nahmen von seinen Kräften Besitz. Zum erstenmal fühlten sie sich durch allgemeine Huldigung so angenehm beschäftigt: er saugte mit langen Zügen die Befriedigung ein, welche aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen für die mächtige Leidenschaft floss, die ihn nun beherrschte, und die Wonne

der Gewalt berauschte ihn mit dem süßen Gift, dem so selten Menschen widerstehn.

In wenig Wochen trug Palmhold Orden und Tittel, und alle seine Wünsche vollendete die Ernennung zum Gesandten an einen benachbarten Hof, mit dem Auftrag, durch die Residenz seines Gegners zu reisen, und diesem einige Eröffnungen in Geschäften zu machen.

Hier ist die Bürgschaft deiner Genugthuung, sagte Oheim Robert zu ihm, indem er ihm sein Kreditiv gab. Dein Beleidiger ist zu schwach, um sich meinem und deinem Herrn zu widersezzen: er muß ihn fürchten, und darum muß er dich annehmen. Welche Kränkung für seinen Stolz, und welche Wollust für den deinigen! Fühlst du die Wonne, welche deine neue Laufbahn gewährt? Hätte dich Bernhards System je

dahin gebracht? Ein solches Fest kann kein Wollüstling geben, und nur der Ehrgeizige kann es genießen. Halte dich an den Ehrgeiz, lieber Palmhold: er allein bleibt dir treu. Die Freuden der Sinne schwinden bald dahin: sie machen dich zum Sklaven und überlassen den Erschöpften der Reue. Du schleppst dich mit Ketten, von welchen die täuschende Blumen abgefallen sind, und theilst die Schmach des spinnenden Herkules. Aber Herkules der Sieger, der Mächtige, wird vergöttert, und die Nachwelt betet ihn an. Flich die Schwelgerei und die Liebe. Liebe macht dich zum Eigenthum eines andern, und die Stärke des Mannes, der Welten umfassen könnte, wird durch sie der Schwäche des Weibes zinsbar, die ihn in ihren kleinen Kreiß einschließt. Unabhängig mußt du sein, um herrschen zu

können, und darum entlag dem Spielwerk der Liebe. Heirathe aus Konvenienz, wenn du heirathen willst; aber bedenke, daß nur Herrschen, und Herrschen allein das wahre Glück, die wahre Wollust ist.

So voll Palmholds Seele auch von seinem neuem Genuß war, so dämmerte doch in seinem Innern die Erinnerung an Oheim Bernhards ehemalige Lehren auf. Sonderbar genug, dachte er, daß auch er mich vor der Liebe warnte: nur Ehrgeiz und Wollust haben Robert und Bernhard gegen einander ausgetauscht. Liebe muß sehr ausschließend sein, da nichts sie neben sich dulden will. Ich will sie meiden: die Ehre ist meine Göttinn!

Das Gefühl seiner Beleidigung schien das süße Andenken an den Kuss im Kabinet ausgelöscht zu haben, das ihn seit jenem

Abend so treu begleitete. Hingerissen von neuen, kräftigen Gefühlen, warf er sich in die unabsehbliche Bahn, wo ihm Glanz statt der Blumen winkte, die er nun verschmähte.

Er kam mit dem vollen blendenden Zugehör seiner neuen Stelle an seinem vorigen Wohnort an. Der Fürst hatte den Ausweg einer weiten Reise ergriffen, um ihn nicht selbst sehn zu müssen; und ob sich gleich Palmhold in dieser Flucht geschmeichelt fand, so kränkte es ihn doch, daß seine Genugthuung nur unvollkommen sein sollte. Er genoß die Verlegenheit der hinterlassenen Geschäftsleute, welchen er seine ehemalige Demüthigung mit zuschrieb, sah hoch herab auf den Schwarm seiner Bewunderer und Neider in vorigen Zeiten, die sich auch jetzt wieder vor ihm beugen mußten, so ungern sie es thaten, und setzte den guten

Bernhard durch seine gänzliche Veränderung in das größte Erstaunen.

O du armer Palmhold, rief dieser, wie er sich aus der stummen Betrachtung des neuen Gesandten erholte — so ist es denn um dich geschehn! Du hast das Vergnügen auf dem harten Steinaltar der Ehrfucht geopfert. Du bist weder Schäfer noch Ehemann, aber mit deinen Anlagen zum Genuß auf dieser dürren Weide! — bei Gott, es geht mir durchs Herz!

Ich bin glücklich, guter Oheim, versetzte Palmhold ruhig: ich lebe der Ehre, und ihrer belohnenden Thätigkeit.

Nun fahre wol, seufzte Bernhard. Glaube mir, trügst du das Haarband eines schönen Mädchens, ich fäh' es noch lieber an dir, als dies breite Band der Sklaverei, das ich hier um dich hängen sehe.

Palmhold erblickte bei diesen Worten des Oheims Bernhard das glückliche Ehepaar, das eben vorübergieng: der Kufs von jenem Abend lebte wieder in seinem Herzen auf, aber er drückte das Andenken gewaltsam nieder, indem er den Blick vorwärts drängte, und ihn dann an seinen Gefandtschaftssekretair festhieng. Zulezt wünschte er dem guten Bernhard Lebewol, und stieg in seinen Wagen.

Möge dich dein Tausch nie gereuen! rief ihm dieser noch zu. Gereut er dich aber, so komm zu deinem Oheim Bernhard zurück: er wird dir mit Freuden in den alten Ton helfen.

Palmhold flog berauscht von frohen Hoffnungen den neuen Verhältnissen entgegen, die seiner warteten. Bald hatte er sich darin gefunden. Sein guter natürlicher Ver-

stand, seine Gabe zu gefallen, und das Herz der Menschen zu gewinnen, mit welchen er umgieng, seine schnelle Fassung, verbunden mit einem äusserst fühlbaren Ahndungsvermögen, das ihn oft in einem Augenblick enträthseln lies, worüber andre lange hätten nachdenken müssen, alles das kam ihm jetzt trefflich zu statten, und ersetzte in dem guten Fortgang seiner Geschäfte den Mangel der Erfahrung. Beliebt an dem Hofe, wohin er gesandt war, wurde er mit Lobeserhebungen seines Herrn überhäuft, und nichts gebrach in der Fremde und zu Haus den Wünschen seiner lüsterne Eitelkeit.

Doch die Ehrfucht ist unersättlich. Palmhold hatte bald die Freuden seiner gegenwärtigen glänzenden Lage erschöpft, und sehnte sich nach neuem und grössern Glanze. Die Gelegenheit erschien in einer wich-

tigen Unterhandlung, die sein Fürst mit mehreren andern Höfen zu betreiben hatte. Er suchte den Auftrag derselben mit einer Leidenschaft, die jede Geliebte, außer der Ruhmsucht, welche ihn beherrschte, höchst glücklich gemacht hätte: aber die Ungewissheit und der Kampf, den ihn die Erreichung seiner Absichten kostete, verjagten auf geraume Zeit Ruhe und Freude von ihm. Er schlief nur, um von dem bevorstehenden Kongresse zu träumen: er wachte nur, um an der Erfüllung seines heißen Wunsches zu arbeiten. Die Gegenwart war ganz für ihn verschwunden: unthätig in den Verhältnissen seines jezzigen Plazzes, wurde er nur durch die Macht der Gewohnheit und eines eifrig befestigten Vertrauens vor den Folgen seiner Unachtsamkeit geschützt: und doch war auch dieses Gebäude schon halb untergraben, da

zu seinem Glück die Gewogenheit seines Fürsten und der Einfluß Oheim Roberts die Wahl zum Kongress für ihn entschieden, welche bisher zwischen ihm und mehreren Bewerbern von großen Verdiensten geschwankt hatte.

Der Kourier, der ihm seine Ernennung zum Bothschafter brachte, war ihm ein Engel vom Himmel: jetzt kehrte er zuerst ins wirkliche Leben zurück, und fühlte seine bisherige Spannung, indem er anfieng, sich von derselben zu erholen. Eiligst schloß er alle Geschäfte, die ihn noch zurückhielten, gieng auf kurze Zeit nach Hause, erndete die Beweise der fürstlichen Gnade, und die Huldigungen des Hofes ein, und reiste dann, mit allem Stoff zu der künftigen großen Arbeit versehen, nach seiner neuen Bestimmung ab.

Schon sah er sich im Geist auf der Liste der Gesetzgeber für Völkerrecht und politische Verfassung künftiger Jahrhunderte: er glaubte es unmöglich, daß ihm je ein schöneres Loos hätte fallen können, und schwelgte mit üppiger Freude an den Schätzen seiner durch Eitelkeit bezauberten Phantasie.

Doch hatte er kaum einige Monate in seinem neuen Wirkungskreise zugebracht, so schien ein ungewöhnliches Licht in dem Reich seiner Begriffe aufzudämmern: er fühlte es, ohne es noch ganz zu verstehen, und suchte sogar im Anfang sich selbst zu täuschen; aber das Licht nahm täglich zu, und der Rauch seiner Einbildungskraft nahm täglich ab. Von versuchten Geschäftsmännern umringt, bildete sich zwar sein Geist mit jedem Augenblick mehr in dem schweren Kampf, den er mit Ehre bestand: er

lernte beinah in jeder Stunde den Menschen
 besser kennen, die Dinge richtiger beurthei-
 len, aber eben durch diesen Zuwachs an
 Erfahrung verlor der bisherige Gegenstand
 seiner glühenden Leidenschaft immer mehr
 seine Reize für ihn. Er sah das Spiel
 menschlicher Schwäche und menschlicher Be-
 gierden in seinen größten Beziehungen, und
 das Hirngespinnst der Ehrfucht in seiner arm-
 seligen Blöfe. In seiner edlen Seele war
 durch die jezzige Aufforderung der Durst
 nach dem ächten Guten erwacht: er fühlte,
 daß nur dieses der Endzweck des großen
 und redlichen Menschen, mithin auch des
 Staatsmannes sein soll; und dem Glanz ent-
 sagend, rang er mit aller Kraft nach seiner
 Bewirkung. Aber da kam er in endlosen
 Streit mit seinen Mitarbeitern: jeder hatte
 eigne Absichten, die er zunächst durchsez-

zen wollte, das Gute stand oft im fernen, fernen Hintergrunde, oft war es gar nicht im Spiel. Unermüdet fuhr Palmhold in seinem Bestreben fort; nichts schreckte ihn ab, denn er empfand den Adel des Berufs zu lebhaft, welchen dem edeln Menschen sein Herz giebt, fürs Gute zu arbeiten. Noch war es ihm bisher immer geglückt, seinem Hof die Plane angenehm zu machen, die er ihm vorlegte, bis unvermuthet ganz neue Instruktionen und eine Art von Verweis den guten Palmhold aus der süßen Täuschung aufschreckten, in die ihn jene Willfährigkeit gewiegt hatte. Seine Ueberzeugung sträubte sich gegen die Aufträge, die er erhielt: es schien ihm nicht, als ob ein Mensch dem andern erlauben könne, sie anzunehmen, noch minder sie auszuführen. Er machte Vorstellungen, und erhielt Wie-

derholung der vorigen Befehle. Noch einmal wagte er Vorstellungen, und faßte sie in dem festen Ton der tugendhaften Uezeugung ab.

Ich Thor, sagte er sich, während er die letzte Entschliessung zurück erwartete, ich Thor! Wie war es möglich, sich so unbesonnen der Ehrsucht zu opfern! Nun trag' ich Fesseln, die mich zu Boden drücken. Wie leer ist mein Herz, wie bedrängt mein Kopf, wie matt meine Phantasie, die sich vom trüglichen Schein zu ungeheuern Wünschen hinreißen lies! Weg Eitelkeit, weg Ehrgeiz aus meiner Seele! Sie hat ihre Verirrung nur zu theuer gebüßt!

Die Entscheidung seines Hofes kam zurück, und brachte ihm bestimmten Befehl, zu gehorchen, oder die äußerste Ungnade zu fürchten. Er sei da, zu vollziehen, hies

es, nicht zu vernünfteln, und man verzeihe ihm jetzt zum ersten - und letztenmal, was man an jedem andern bereits streng geahndet hätte.

„Wenn du ein Tugendprediger werden wolltest,“ schrieb ihm Oheim Robert noch insbesondere, „so mußt du von dieser Laufbahn entfernt bleiben, die Männer, feste, entschlossene Männer fordert, und alle winfelnde Sentimentskrämer verwirft. Der Staatsmann hört auf Mensch zu sein, und alles um ihn her wird Mittel für ihn, Werkzeug; denn er, oder das Interesse seines Kabinetts ist allein sein Endzwek. Kannst du diesen ersten Grundsatz nicht fassen, so weiche lieber zeitig aus einem Verhältnisse, das dich sonst zermalmen muß und wird. Dank es dem Oheim, daß der Minister deiner noch diesmal

„schonte: es war eine Ausnahme von meiner Regel, die mich nicht wenig kostete.“

Palmhold schauderte vor dem Brief zurück. Sein keimender Entschluss war nun schnell gereift.

„Um Mensch zu bleiben,“ antwortete er, „bitt’ ich um die Erlaubniß, nicht mehr Bothschafter zu sein.“

Er erhielt seinen Abschied, und jubelte von Freude der Bürgschaft seiner Freiheit in ihm entgegen. Dem Himmel sei Dank, sagte er, daß ich diesem vergoldeten Kerker noch glücklich entgieng, eh meine Fesseln unauflöslich wurden!

Freiheit! heilige Freiheit! fuhr er mit steigendem Entzücken fort — dir will ich leben, dir allein! und wenn du mir jeden Augenblick zum Himmel machst, wenn jeder Pulschlag dir im namenlosen Gefühl voller,

unbegrenzter Kraft huldigt, so will ich mich
selig preissen, dich zu kennen, und die
Armen bedauern, die fern von dir am Joch
ihrer Leidenschaften ziehen.

Er pakte seine Orden und Tittel ein,
legte allen äufsern Prunk ab, hüllte sich in
die bequeme Tracht des unabhängigen Pri-
vatmanns, und fuhr so leicht und glücklich
von dannen, als er sich lange nicht gefühlt
hatte.

In einem kleinen Städtchen hielt er Mit-
tag. Ganz von dem süßen Zauber seiner
jezzigen Behaglichkeit umgeben, genoß er
ein köstliches Mahl bei einer kräftigen Schüf-
fel und einer Flasche guten Landwein, in-
dem er in Gedanken alle Plane einer künf-
tigen Existenz musterte, und vor der Menge
sich kreuzender Ideen zu keinem Schluß
kommen konnte. Frei wollte er sein und

bleiben: — nur das stand hell vor ihm; aber wie er diese wiedergewonnene und so geliebte Freiheit genießen solle, darüber wußte er noch nicht mit sich einig zu werden.

Ein Wagen hält vor dem Gasthof still, und ein Fremder tritt ins Zimmer, wo Palmhold in Phantasien versunken tafelt. Wie die Thür ihm gegenüber aufgeht, sieht er dahin, ohne bestimmt ans Sehen zu denken, wie man in diesem Zustand glücklicher Träume zu thun pflegt. Aber sein Aug bleibt erstaunt hängen, und dem eintretenden Fremden geht es nicht besser, wie er Palmhold erblickt. Beide scheinen sich zu besinnen, zu zweifeln, dann mit immer wechselnden Blicken ihre Zweifel aufzuklären. Endlich erkennen sie sich, und springen einander in die Arme.

Der Fremde ist Palmholds dritter Oheim, Richard, der von seinem zwanzigsten Jahre bis auf diesen Tag beinah sein ganzes Leben auf Reisen zugebracht hat.

Wie schön uns der Zufall zusammenführt, sagte Richard endlich, und drückte den guten Neffen noch einmal an seine Brust. Da sieht man doch, was für eine herrliche Sache in jedem Fall das Reisen ist!

Reisen! tönte es jetzt mit allen Stimmen durch Palmholds Seele: reisen will ich!

Er erzählte dem wiedergefundenen Oheim seine bisherigen Schicksale; Richard hörte ihm sehr aufmerksam zu, und unterbrach ihn nur zuweilen mit einer jovialischen Anmerkung oder einem kosmopolitischen Ausruf.

Wenn Bernhard und Robert meine Brüder nicht wären, versetzte er seinem Neffen,

wie dieser seine Erzählung beschlossen hatte, oder wenn wir nicht vielmehr alle Brüder wären, soviel wir Menschen sind, so könnt' ich recht grimmig auf sie sein, daß sie dich mit so schönen Mitteln zum Glück vom graden Weg' ab auf ihre kleinen Fuspfade führten. Indessen mögen sie's wol gemeint haben, und vorbei ist's auch — also mag gut sein was nicht mehr zu ändern ist, und wir wollen an das denken, was nun geschehn muß. Willst du meine Meinung hören?

Palmhold bat ihn inständig darum, wol überzeugt, daß ihn Oheim Richards Rath in der Hauptsache nicht überraschen werde; aber nur von ihm glaubte er auch die ächte Mittel zu seiner Ausführung lernen zu können.

Deine Freiheit hast du jetzt wieder, fuhr Oheim Richard gutmüthig und heiter fort,

und dafür dank du dem Himmel! dein ganzes Bestreben muß dahin gehn, sie nie mehr zu verlieren, und sie recht klug zu benutzen. Dazu giebts aber kein besseres Mittel, als Reisen.

Palmholds Augen funkelten Beifall.

Das Reisen, sprach Oheim Richard, und schenkte sich und dem Neffen Burgunder aus seinem Reisekeller ein, gewährt dem Menschen sein Hauptbedürfnis: Abwechslung, und hält doch an einem Faden: an der Grundeinförmigkeit alles dessen, was ist, seine zerstreuten Genüsse zusammen Und Einheit mit Mannichfaltigkeit verschwifert ist ja die Seele des Universums. Das Reisen beschäftigt deine Sinne, dein Herz, bildet deinen Geist, macht deinen Willen bestimmt und unabhängig, und sichert deine Freiheit, weil es durch den unaufhörlichen Wechsel

der Gegenstände die Gefahr einseitiger Anhänglichkeit von dir entfernt. In diesem ewigen Wechsel mußt du, um dich selbst wieder zu finden, immer auf dich zurückkommen, und daraus entsteht für dich das Bedürfnis der Grundsätze, welches Erfahrung und Bildung erfüllen. Nicht angekettet an Weib und Kind, an Vaterstadt und Vaterland, bist du wie die Weltseele allenthalben zu Hause: das Vorurtheil flieht dich, dein Geist umfaßt die ganze Menschheit.

Palmholds Busen hob sich voll Entzücken den Worten des sanft begeisterten Richards entgegen.

Oheim Richard fuhr fort: Ich war zwanzig Jahr alt, da ich meinen heißen Wunsch zu reisen, das erstemal ausführen konnte; ich bin seitdem viel reicher geworden, als ich damals war, aber um so weniger wurde

ich meiner Lieblingsneigung untreu. Zuweilen kehrte ich auf kurze Zeit nach Hause zurück, sah meine Verwandte und alten Freunde wieder, ergözte mich an ihrem ruhigen, glüklichen Leben, und schiffte dann wieder in das Meer der Welt. Jezt komm' ich aus Italien: ich bin nun seit sechs Jahren nicht einheimisch gewesen, daher will ich einmal nachsehn, und dann gehts abermals fort. Behagt dir dieses Bild des Lebens, scheint dir meine Zufriedenheit, meine glükliche Ruhe ein hinreichender Beweis für Güte und Wirksamkeit meines Mittels, so gehe hin, und thu desgleichen.

Hätte auch Oheim Richards Vorschlag weniger Reiz für Palmholds Phantasie gehabt; wäre auch die reiche Magie des Reisens für seine jezt im Gefühl der Freiheit neu auflebende Kraft nicht so unwiderstehlich hin-

reißend gewesen, so hätte doch das eigne,
 interessante Wesen des vielgereiften Oheims
 zum Vorthail seines Systems tief auf ihn
 wirken müssen. Er war so unbefangen, so
 zufrieden mit allem und mit nichts, so
 genügsam und doch so fähig zu genießen,
 so empfänglich für jeden Eindruck, und doch
 so sehr Herr eines jeden Eindrucks: er schien
 nichts zu suchen, aber alles schien sich ihm
 anzubieten, die Freude konnte ihm nicht
 entgehn, da ihm die Heiterkeit beständig
 zur Seite war, und jeder Gewinn wurde sein
 ohne Aufwand. — Frei und herrschend
 stand er mitten in der Welt, und die ganze
 Welt schien ihm zinsbar, ohne eine Kette
 für ihn zu haben, da andere Menschen Ket-
 ten zu hunderten trugen. Palmhold hieng
 an ihm, wie an einem höhern Wesen, und
 suchte sich mit seinem ganzen Innern so

bekannt zu machen, daß er hoffen könne, auch so glücklich und so frei die Blüten des Lebens zu genießen, ohne sie erkaufen zu müssen.

Das Kunststück ist nicht gros, sagte Oheim Richard dem forschenden Neffen: weder gros noch schwer, wenn man nur den Anfang überstanden hat. Der ganze Talisman löst sich in die wenigen, aber reichen Worte auf: Hänge an nichts!

Palmhold erinnerte sich an Bernhard und Robert, und ihre Lehren. Auch der! dachte er.

Aber an gar nichts, fuhr Oheim Richard fort. Belustige dich mit allem, aber wisse alles zu entbehren: darinn liegt das ganze Geheimniß des Lebensgenusses, das dir nichts als Blumen gewährt, weil die Blumen für dich zu fein aufhören, welche du

nicht brechen kannst, ohne dich an Dornen zu stechen.

Nun bemerkte Palmhold den Unterschied zwischen dem Sitem dieses Oheims, und der beiden andern.

Du mußt nie auf eine bestimmte Art glücklich sein wollen, sagte Richard weiter, sonst bist du schon verlohren, schon Sklave; sondern auf jede. Was der Augenblick giebt, das nimmst du dankbar an: was er nicht hat, das suchst du nicht. Alles ist dein, was schön ist, und du gehörst niemand, als dir allein.

Aber die Liebe? unterbrach ihn Palmhold.

Welche Liebe? erwiederte Richard. Sprichst du von jenem angebohrnen Hang, der uns zu der verwandten Vollkommenheit hinzieht, und durch ihre Näherung uns erfreut? oder von der rasenden, leidenschaftlichen Liebe?

Entsteht nicht diese aus jenem?

Allerdings, aber so wie ein Entzündungsfieber aus Vollblütigkeit. Jene sanfte Neigung ist die süsse Freundinn des Lebens, und diese Leidenschaft wird zur Mörderinn des Glücks, weil sie dir deine Freiheit raubt, und alle Kräfte unerfättlich aufzehrt. Jene Neigung mußt du pflegen, um dir von ihr das Leben verschönern zu lassen; aber sie beherrschen, um sie vor Ausartung, und den Sonnenschein deines Daseins vor Wolken und Ungewitter zu schützen.

Wenn sich aber das liebende Herz von dem Gegenstand der Liebe trennen muß?

Ich liebe das Schöne, das Gute in dem Gegenstand, und so find' ich heute wieder, was ich gestern verlor, und werde morgen Ersatz für den Verlust von heute finden.

Die Form kann dir entrißen werden, aber die Sache nie.

Hier schüttelte Palmhold wieder unmerklich den Kopf. Der Oheim nahm es wahr, und lächelte.

Ich sehe, daß du an die Ehe denkst, sagte er, und ich verüble dirs nicht, denn du hast mein Mittel noch nicht gekostet, und kannst noch nicht auf den schönen Jugendtraum von Rosenketten Verzicht thun. Immerhin! du wirst Erfahrung sammeln, und handeln wie du es gut findest. Sei glücklich, und ich werde mich freuen.

Acht Tage hatten Oheim und Nefte sehr froh zusammenverlebt: nun schieden sie, und Palmhold hieng noch mehr als einmal mit Herz und Mund an dem guten Oheim Richard, eh er sich von ihm losreißen konnte.

Er nahm das lebhafteste Bild von ihm mit hinweg. So sehr hatte er in seine Seele gesprochen, daß Palmhold selbst nicht begriff, worinn sie uneinig wären, und doch waren sie es; aber er fühlte es nur noch dunkel, ohne sich selbst darstellen zu können.

Er gieng nun zuerst nach der Schweiz. Oheim Richard hatte ihm seinen Reiseplan ordnen helfen. Du mußt mit Natur und Naturmenschen anfangen: beides findest du dort, sagte er ihm, und Palmhold folgte gern einem Rath, der schon vorher sein Wunsch war.

Sehr wol befand er sich bei den Planen des Oheims. Von dem Fus der Alpen und aus den glüklichen Hirtenthälern wanderte er nach Italien; denn Richard hatte ihm gerathen, von der schönen und originellen

Natur zu dem Ausdruck der bildenden Kunst überzugehn. Zwei Jahre verstrichen ihm, ohne dafs er die flüchtigen Augenblicke zählen konnte; und nur mit grofser Mühe wand er sich von dem süfsen Genufse los, in dem er sich so gern vergessen hätte.

Wenn du mit dem Eindruck der Naturmasse, und dem Ausdruck der Kunstform dich bekannt gemacht hast, so wende dich zum Menschen, hatte Palmhold gesagt. Such seine originelle Entwicklung, seine kaufmännische Spekulation, seine höchste bürgerliche Ausbildung, und ihr zur Seite seine tiefste Entartung in England auf. Er gieng jetzt nach England, und nährte dort seinen Beobachtungsgeist, bereicherte seine Menschenkenntnifs, und lernte die Wohlthaten der Kultur bewundern, und die Uebel in ihrem Gefolg beklagen.

Frankreich war auch in Oheim Richards Plan gewesen: es sollte unmittelbar auf England folgen, um die nämliche Wahrheit unter verschiedener Form zu bezeugen. Aber seine politischen Schicksale zogen eine Veränderung des Entwurfs nach sich.

Palmhold kehrte erst nach Teutschland zurück, um im Gegensatz mit der kühnen Industrie des Britten, die in ihrem einzelnen Wirken so unendlich verschieden als die einzelnen Menschen selbst, sich doch einem grossen Nationalzwek unterordnet, das regellose Treiben und Weben und Wirken absonderter Kräfte ohne Einheit zu sehn, für welche sich dennoch im Wesen der nützlichen Wahrheit, zu der es der Nationalkarakter lenkt, unwillkührliche Vereinigungspunkte treffen. Er studierte es nicht als sein Vaterland, sondern als eine Provinz der gros-

sen Menschheit, und konnte es zuletzt nicht über sich gewinnen, nach dem Beispiel so vieler, die nach falscher Gröfse im ausländischen Schimmer ringen, sich zu bedauern, dafs er Bürger eines so verdienstvollen Landes sei.

Er fand seinen Oheim Richard an einem verabredeten Ort auf der Reise nach Holland. Richard kam eben aus dem Norden zurück, und wollte wieder nach seinem lieben Italien.

Wenn ich lebensfatt bin, sagte er, so mahl' ich mich dort zu Tode. Du gestehst mir gern zu, dafs dieser Tod süfser ist, als das Ertrinken in süfsem Wein, welches man sonst für die angenehmste Art des Transportes ins Grab hielt.

Sehr zufrieden mit Palmhold schied Oheim Richard, und nicht minder zufrieden

der Nefse von ihm: nur fühlten sie beide wol, daß der Gegenstand, worüber sie schon vor einigen Jahren so verschieden dachten, noch immer zwischen ihrer beiderseitigen Sinnesweise liege. Palmhold bekannte ohne Hehl, daß mitten unter den Freuden des belehrenden, des unterhaltenden Wechsels ein Etwas sich in seinem Herzen wieder zu regen anfange, welches er schon ehemals empfunden, und das ihm Sehnsucht nach Befriedigung einflösse.

Ich verstehe dich, sagte Oheim Richard mit seinem gewöhnlichen sanften Lächeln. Hast du während deiner Reisejahre nicht geliebt?

Auf die Art, die Ihr System gestattet, ja.

Und warst du nicht glücklich?

Nie lange, weil jedes stärkere Interesse mich zur Flucht bestimmte, um mich nicht zu verlieren.

Brav, lieber Neffe! Wenn du auch nichts gewonnen hättest, so hast du durch diese Gewohnheit der Selbstbeherrschung viel, unendlich viel für die Zukunft gewonnen. Uebrigens seh ich daraus, dafs unsere Herzen verschieden organisirt sind; denn mich brachte meine Liebe nie zur Flucht, weil ich nie Gefahr fühlte. Du wirst also auch wol einen andern Weg gehn, da dein Herz wärmer ist, als das meinige je war.

Indessen versuch es, wie weit es halten will, fuhr er freundlich fort, und legte seine Hand auf Palmholds Brust. Kannst du es hier vollkommen ruhig machen, so wird es dich nicht gereuen: es ist schon einen anhaltenden Versuch werth.

Palmhold setzte seine Reisen fort. An der Grenze von Franken entdeckte er beim Wech-
feln der Pferde das glückliche Paar wieder,

dessen Kufs er belauscht hatte. Der alte Eindruck kam mächtiger zurück, zumal da er unerkant ihre jezzige Freuden sah. Sie hatten seinen vorigen Wohnort auch verlassen, und sich dort angekauft, wo sie nun im stillen Frieden, an der Hand der Natur, und von holden Kindern umgeben, ein köstliches Leben zwischen Liebe und tugendhafter Ruhe theilten. Der Anblik kostete Palmholden mehr als einen tiefen Seufzer, und das schöne Bild folgte ihm lang auf seinen Wegen.

In dem zerrütteten Frankreich sah er die Auflösung der Kultur in Barbarei, und sein Herz blutete: dann wandte er sich nach Spanien, um auch das langsame Erwachen schlummernder Kräfte aus alter Lethargie zu sehn.

Nichts war ihm mehr übrig, als Europens Norden, und dann erstreckten sich die Plane, welche ihm Oheim Richard entworfen hatte, auf den Nachgenuß des Einzelnen, wozu diese erste Reise nur Vorbereitung sein sollte. Aber Palmhold fühlte, daß er diesem Plane untreu sein werde. Das stete Herumirren wurde ihm zur Last: sein Herz wollte nicht länger in der Unterdrückung schmachten, die es bis jetzt gelitten hatte. Es forderte laut, und immer lauter, und Palmhold hörte täglich seinen Forderungen nachgiebiger zu, denn er litt mit dem Herzen unter seiner eignen Härte.

Er kam ins Vaterland zurück, besuchte einige Freunde und Bekannte, war nirgend recht wohlgemüthet, und fragte sich selbst, was er thun wolle, ohne eine bestimmte Antwort zu finden. Sehnsucht füllte sein Herz,

und Empfindungen, die er gern genannt hätte, erhielten keinen Namen, weil sie keinen Gegenstand hatten.

Wo ist denn das Glück, das ich suche? fragte er sich. Mein Busen könnte es fassen — er möchte es, das fühl ich. Aber weder Bernhard, noch Robert, noch Richard haben mir den rechten Weg gezeigt. Das Schicksal gab mir Reichthum, Bernhard Sinnengenuss, Robert die Freuden der Ehre, Richard die Schätze der Welt und Menschenkenntniß; alle vereinigt gaben mir Bildung, Erfahrung, — aber ich bin nicht befriedigt. Wo such' ich? wo find ich?

Er lies sich in seinem Wagen herumführen; denn Reisen konnte man das nicht nennen, da er von allen äußern Gegenständen abgezogen, tief in sich selbst versunken war, und nur für die Welt in seinem Innern Sinn

hatte. Eines Morgens — er war die ganze Nacht durchgefahren — leuchteten von einem nicht sehr entfernten Hügel die Fenster eines freundlichen Schlosses zu ihm her: den Hügel umgab die schönste Gegend; so weit das Aug reichte, lachten ihm Natur und Wolftand zu.

Wie heißt der Ort? fragte er den Postillon, wie er sich aus dem angenehmen Erstaunen erholte, in das ihn der Anblick bei seinem Erwachen versetzt hatte.

Lindenborn, war die Antwort.

Lindenborn! wiederholte sich Palmhold überrascht. — Da haust ja mein Oheim Friedrich, der einzige von den vier Brüdern, den ich seit meiner Erbschaft nicht sah. Und hier war ich vollends nie! seine Familie kenn' ich nicht! Ich will ihn besuchen: die Ruhe an diesem paradisischen

Ort wird mir vielleicht gut behagen, und meinen Kräften ihre Spannung wiedergeben.

Er fuhr nach Lindenborn.

Oheim Friedrich empfing den Neffen, den er lange nicht gesehn, und immer geliebt hatte, mit herzlicher Wärme: Palmhold fand ganz den alten redlichen, offenen und zutraulichen Mann in ihm wieder, den er vor zehn Jahren kannte. Im Triumph brachte ihn der Oheim zu Frau und Kindern, die eben zum Frühstück versammelt waren.

Hier ist Neffe Palmhold, der Schwärmer, sagte er beim Eintritt ins Zimmer, und fröhlicher Jubel kam ihnen entgegen.

Willkomm, lieber Neffe! willkomm, lieber Vetter, riefen Tante und Kinder, und Palmhold war in wenig Minuten in dieser lebenswürdigen Familie voll Natur und Unschuld zu Hause.

Das Glück wollte ihm wol, daß eben alles vereinigt war, was dazu gehörte. Der älteste Sohn, seit Kurzem mit einem trefflichen und geliebten Mädchen verheirathet, wohnte auf einem andern Gut, eine Stunde von Lindenberg: heut befand er sich da, und seine Frau mit ihm, wie das oft geschah. Der jüngere Sohn, in Kriegsdiensten, war auf einige Monate in Urlaub zu seinem Vater gekommen: und die Augen seiner Geliebten, der schönen Tochter eines Nachbarn, die mit ihren Eltern anwesend war, machten seinen baldigen Abschied vom Regiment sehr wahrscheinlich: dann war ein zweites Gut, auch nur eine Stunde von Lindenberg, zu seinem Wohnort bestimmt.

Die Söhne wurden dem Ankömmling vorgestellt, aber schon früher hatte ihm sein Herz die reizende Tochter seines Oheims be-

kannt gemacht, ob er gleich erst jetzt ihren Namen hörte. Ihre sanfte Theilnehmung am fröhlichen Empfang des schwärmenden Veters hatte sie dem aufmerksamen Palmhold aus den übrigen Damen als seine Koufine ausgezeichnet.

So unschuldig, und doch so geistvoll; so sanft und mild, und doch so entschlossen für Tugend und Recht, vereinigte sie in der süßen Harmonie von Anmuth und Würde alles, was den weiblichen Engel bildet.

In ihrem schönen Aug spiegelte sich eine himmlische Seele; sie belebte jeden Zug ihres schönen Gesichts, schwebte in dem Lächeln ihres Mundes, und in der Bewegung ihrer reizenden Gestalt. Luise verbreitete Liebe, Freude und Glück um sich her: man glaubte anfangs nur gern bei ihr zu verweilen, aber wie man scheiden sollte, empfand

man, daß man es nicht vermöge. Sie fesselte sanft, aber unauflöslich: und man wünschte sich Glück, eine Freiheit an sie zu verlihren, die ohne sie zur drückenden Last würde.

Zum erstenmal ahndete jetzt der gute Palmhold nahe Befriedigung des Etwas, das er bisher immer mit Wünschen verfolgt, aber nie im Besiz des gewünschten Gegenstandes erreicht hatte. Im Schoos der Natur wurde ihm so wol, so leicht: das Gefühl schloß sich sanft und willig auf, und zahllose Freuden strömten ihm aus jedem Augenblick belohnend entgegen. An der Hand seiner Familie — denn er war wie ein geliebtes Kind in diesem Haus — erwachten alle süsse Regungen, alle innigen Genüsse des häuslichen Verhältnisses in seinem Herzen, das mit Entzükken ganz neue Kräfte in sich entwickelt

fühlte. Er begleitete den guten Oheim Friedrich bei seinen Geschäften: er sah den ältesten Beruf des Menschen, den Feldbau in seiner grössten und edelsten Anwendung, wie er das geheimste Vermögen der Natur zum allgemeinen Nuzzen erweckt, und zahlreiche Hände für ihre Arbeit mit Wohlstand belohnt. Dann begleitete er ihn bei seinen Wohlthaten, und lernte die Wollust kennen, welche Reichthümer gewähren, wenn man sie nur besitzt, um sie auszuspenden, wie Herz und Geist es verlangen. Mit den Vettern theilte er andere Freuden des ländlichen Aufenthalts, Jagd, Fischerei, grosse Spazziergänge und kleine Reisen zu Fus, alles von dem Vergnügen des Umgangs und einiger Sinnesart gewürzt.

Doch sein glücklichstes Dasein gab ihm Luise. Sie erweckte sein Herz zum innern feli-

gen Leben, und an ihrer Hand lernte er die reine Wonne der Liebe kennen, eh sein Mund sie nannte. Durch namenlosen Zug sanft verbunden, theilten sie Empfindung und Ausdruck, und erschöpften nie den Reichthum ihrer Herzen, den sie im füßselsten der Wechsel cintauschten. Kehrten sie aus dem Heiligthum ihrer Liebe zu der Welt um sie her zurück, so bildeten Luifens Mutter, die Gattinn ihres ältesten, die Geliebte ihres jüngsten Bruders, den lieblichsten Kreis um sie her; und versammelten sich Vater und Brüder zu ihnen, so war kein glücklicherer Familienzirkel in der Welt. Künste und Wissenschaften blühten hier unter der sanften Pflege der Liebe und Freundschaft. Denn Luise führte den Vorsiz. Ihr Spiel, ihr Gesang, ihre Mahlerei, ihre zarte Empfindung, ihr holder Geist, ihr reiner Wiz hauchten inniges Ent-

zükken in Palmholds Seele, und bezauberten ihn, indem sie ihn täglich veredelten.

Wie konnte Palmhold Tage zählen, die so schön dahinflossen! Er vergaß, daß er Lindenborn nur besuchen wollte: alle seine künftigen Reiseplane verschwanden vor dem Gefühl seines jezzigen Glücks, und vor — Luifens sanfter Macht. Wie hätte er daran denken können, dieses schöne Dasein aufzugeben, das ihm Natur, Liebe und Freundschaft gewährten! Schon in den ersten Tagen lösten sich alle Widersprüche, mit denen er bisher noch gekämpft hatte, in den süßesten Einklang auf.

Nie wär' ich gereist, wär' ich früher in Lindenborn gewesen, sagte er eines Morgens zu Oheim Friedrich, indem der wärmste Handdruk dem guten Oheim alles hinzusetzte, was in Palmholds tief gerührter Seele lag.

Wie das, lieber Neffe? versetzte der Oheim mit der unaussprechlichen Güte, die ihm so eigen war, daß sie jedes Wort belebte und fast nie Widerstand fand.

Weil niemand den Himmel sucht, der ihn schon gefunden hat. Glücklicher, glücklicher Oheim! Wie wenig ahndete ich, was ich nun finde!

Ich war in deinem Alter, lieber Palmhold, erwiederte ihm Oheim Friedrich, da ich mit weit weniger Vermögen, als ich jetzt besitze, dieses schöne Oertchen erwarb. Von früher Kindheit an trug mich die heimliche Sehnsucht nach den stillen Freuden der Natur in ein idealisches Elisium. Herr meiner selbst, fand ich hier die holden Bilder meiner Phantasie verwirklicht, und Lindenborn wurde mein. Bald war ich der glückliche Gatte eines lebenswürdigen und zärtlichen

Weibes; bald glücklicher Vater, und meine Welt blieb in den Grenzen meines Lindens borns beschränkt. Du kennst meine Brüder: jeder von uns gieng seinen eignen Weg, ich beneidete keinen, und bereue es noch nicht, diesen sanften, blumichten Pfad gewählt zu haben.

Bereuen! wie könnte man auch die lieblichste Seligkeit des Lebens mit den Quaalen der Reue paaren! Ich bin mit Bernhard und Robert und Richard auf ihren Wegen gewandelt — ich, ich bereue —

Sei ruhig, guter Jüngling! du hast Erfahrung gesammelt —

Ich opferte der Wollust, der Ehrsucht, der feinsten Eigenliebe, aber immer klopfte in meinem Herzen ein namenloses Verlangen, das ich betäuben, doch nie unterdrücken konnte.

Du hast dich selbst geläutert, indem du mit den Gespenstern des Lebens rangest —

Bernhard! er war gut, menschlich, mittheilend, aber sein Herz erliegt unter den Forderungen seiner Sinne. Er fühlt nicht, er will nur genießen, und was er Genüß nennt, ist Verhüllung der himmlischen Schönheit, die er lästert, da er sie verschleiert, um sie nicht erkennen zu dürfen.

Beurtheil' ihn nicht zu streng. Er hat die Fesseln der Gewohnheit angelegt, die er leicht empfing, und gern trägt, denn sein Herz sprach nie laut genug, um ihn aus dem Schlummer zu wecken, in dem er sein Glück findet.

Robert! er mußte einst gut sein, er ist ja Ihr Bruder, lieber Oheim. Doch jetzt hat er kein Herz mehr: in der kalten Umarmung selbstfüchtiger Politik erstarb es, und

nun berechnet er kaltblütig Menschen wie Pfunde, und Blut wie Wasser, und Glück wie Emballage, und findet in dieser trostlosen Berechnung und ihren Resultaten sein Glück.

Auch gegen ihn mußt du mild sein. Schon der Knabe kannte keine Freude, als in dem Schimmer der Ehre, und dem Mann wurde ein Ordensband, was das belohnende Zuckerwerk dem Knaben war. So schlummerte auch sein Herz ein, und die Gewohnheit machte einen eisernen Schlaf aus dem Schlummer.

Und Richard! O guter Richard, du warst eines bessern Geschicks werth! Du konntest lieben, aber der Hang zur Abwechslung riss dich hin, und deine Seele erlahmte an dem Gängelband, das du ihr selbst anlegtest.

Palmholds Augen waren voll Thränen, wie er das ausrief. Oheim Friedrich drückte ihn sanft an sich.

Guter, edler Neffe, sagte er, Richard ist werth, daß du ihn liebst. Er hatte immer ein schönes Herz — nur hat ers verkünnstelt.

Wie ein Gott schien er mir über der Welt zu schweben, fuhr Palmhold fort: seine Freiheit ohne Grenzen blendete meinen Geist, ohne mein Herz zu verführen. Ich versuchte seinen Weg, aber ich empfand mich auch dort wieder selbst. Weniger frei, und glücklicher, flüsterte es im Innern meines Herzens. Wie ein Gott war er — aber dem Gott fehlte die Liebe, und so war er nicht ächt!

Oheim Friedrich ruhte mit stiller Innigkeit an dem tief gerührten Palmhold.

Du, du bist, Oheim, Freund, Vater, rief dieser hingerissen von der allmächtigen Bewegung seiner Seele — oder wie soll ich dich noch mit einem schönern, reichern Namen der Liebe nennen! Du vereinigt Liebe mit all dem Geist, all dem edlen, hohen Wesen Richards — du hast die Weisheit der Liebe — hier fühl ich Wunsch und Besiz im schönsten Bund vereint — O laß mich die Straße des Glücks mit dir wallen!

Willkommen, lieber Gefährte! Mit diesen Worten empfing ihn Oheim Friedrich in seinen Armen, und schloß ihn zärtlich an sein Herz.

Wie nanntest du es? Einen sanften, blumichten Pfad! Ja, er ist, und ich bleib ihm treu, wenn du —

Wenn ich? fragte freundlich der Oheim den Stokkenden.

Wenn du mir in Luifen meine Führerin
giebst.

Sie sei es! sagte Oheim Friedrich. Hier
ist sie! sagte er, indem er im Zimmer der
frohen Mutter die Liebenden zusammengab.

Palmhold hatte jetzt seinen Himmel ge-
funden. Er kaufte sich ein drittes Gut bei
Lindenborn; und an Luifens Herzen, von
blühenden Kindern, zärtlichen Freunden und
beglückten Menschen umringt, segnete er je-
den Tag das Schiksal, das ihm den Wunsch
gewährte, welcher allein im Besiz die Probe
hält.

Inhalt.

	Seite.
I. Der Schutzgeist.	7
II. Adeline.	127
III. Die Siegel.	165
IV. Ludwigs Traum.	271
V. Wunsch und Besitz.	293

$$\begin{array}{r}
 450 \\
 75 \cdot \quad \quad \quad \frac{5}{50}
 \end{array}$$

$$\begin{array}{r}
 450 - 20 \quad 22-50 \\
 11-15 \\
 \hline
 2161 - 15 \\
 300 \\
 \hline
 161 - 15
 \end{array}$$





Bentzel-Sternau, Christian Ernst <<von>>,

Novellen fürs Herz

Bd.: 1

Hamburg [u.a.] [1806]

P.o.germ. 95 sah-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10105373-7